

Newsletter Studienbereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit

Schwerpunkt: Methoden der Sozialwissenschaften

Oktober 2013, Nr. 13

Editorial	3
Schwerpunkt: Methoden der Sozialwissenschaften	
Wie gut reisen Theorien und Methoden? <i>Daniel KÜNZLER</i>	6
Zwischen Klassifikation und Fallverstehen – Zum Stellenwert objektiver Daten in der sozialarbeiterischen Diagnostik <i>Stefan KUTZNER</i>	13
"Erzählen, wie im Leben alles gekommen ist": Narration im Dienst der Identitätskonstruktion <i>Amir SHEIKHZADEGAN</i>	19
"Cervelat versus Kofta" – Rekonstruktion narrativer Identität anhand einer Weltkonstruktion <i>Nathalie PASCHE</i>	27
La logique de la découverte en recherche qualitative <i>Vivianne CHÂTEL</i>	33
Between Serendipity and Irony: Do "Deviations" Belong to the Logic of Discovery? <i>Dahlia NAMIAN, Carolyne GRIMARD</i>	37
Über Möglichkeiten und Grenzen der Armutsmessung <i>Maurizia MASIA</i>	43
Komplexe Zusammenhänge entdecken: Qualitative Comparative Analysis (QCA) und Coincidence Analysis (CNA) <i>Martin GASSER, Ruedi EPPLE</i>	49

Forum: Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit

Die traditionelle Modernisierung des Schweizer Rentensystems <i>Lena LIECHTI</i>	55
Lohnungleichheit und berufliche Segregation bei FachhochschulabsolventInnen <i>Barbara ZIMMERMANN</i>	61
Wahrnehmung und Förderung von benachteiligten Kindern durch die Arbeitenden im frühkindlichen Bereich. Eine quantitative Analyse <i>Eliane ZELLER</i>	67
Neuigkeiten aus dem Studienbereich	
Wir gratulieren! <i>Abschlüsse</i>	71

Impressum

Dieser Newsletter wird vom deutschsprachigen Studienbereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit der Universität Freiburg (CH) herausgegeben. Er erscheint einmal pro Semester.

Die Meinungen der Autorinnen und Autoren müssen sich nicht mit denjenigen des Studienbereichs decken.

Abdruck nach Absprache mit der Redaktion und unter Quellenangabe erwünscht.

Redaktion: Ruedi Epple, Amir Sheikhzadegan, Ivo Staub

sopa@unifr.ch

Editorial

Ruedi EPPLE, Amir SHEIKHZADEGAN und Ivo STAUB

Den Schwerpunkt dieser Ausgabe widmen wir den Methoden der Sozialwissenschaften: den zahlreichen Strategien zur Schaffung von gesichertem Wissen bei der Untersuchung der Sozialwelt. Die Sozialwissenschaften verwenden ein grosses Repertoire an solchen Strategien, die sich jeweils auf unterschiedliche Aspekte der Sozialwelt fokussieren, ihre eigenen Stärken und Schwächen besitzen und die auf verschiedenen Welt- und Wissenschaftsverständnissen fussen. In der Summe bilden diese Strategien das methodische Instrumentarium, mit dem die Sozialwissenschaften versuchen, ihre Zielsetzungen zu erreichen. Dabei wird mit der Wahl des Forschungsziels gleichsam die Wahl der Forschungsstrategie und der konkreten Vorgehensweise stark beeinflusst, wenn nicht gar vorweggenommen.

Die Sozialwissenschaften zeichnen sich durch eine Vielfalt an Zielsetzungen aus. Möchte man die Gemeinsamkeit der verschiedenen Forschungsrichtungen auf den Punkt bringen, muss man sich zwangsläufig ins Allgemeine flüchten: sie befassen sich mit der Sozialwelt im weitesten Sinne und gehen davon aus, dass das Soziale eine Eigenlogik besitzt, die sich nicht auf natürliche oder übernatürliche Logiken reduzieren lässt. Daher versuchen sie Soziales durch Soziales zu erklären. Jenseits dieser sehr allgemeinen Gemeinsamkeit divergieren die Ansichten über die Zielsetzungen, Erkenntnisansprüche, Theorien und Methoden. Die Zielsetzungen sind für viele ForscherInnen zunächst stark empirischer Natur: es geht um das Beschreiben, Verstehen und Erklären der Sozialwelt. Darüber hinaus bestehen aber auch die Ansprüche, das Existierende zu kritisieren, Alternativen aufzuzeichnen und die Welt zu verändern.

Mit der Vielfalt an Zielsetzungen entsteht quasi automatisch eine Vielfalt an Methoden, um die Ziele zu erreichen. Zwar wird für alle Zielsetzungen ein belastbares Wissen benötigt und es müssen relevante Tatsachen von irrelevanten Tatsachen getrennt werden, jedoch ist je nach Erkenntnisanspruch (etwa die blosser Erhebung von Kennzahlen, das Aufdecken von Zusammenhängen oder die Schaffung von Theorien) eine andere Methode angebracht. Man muss als ForscherIn also die passende Strategie sorgsam auswählen und darauf achten, dass sie gut zum Forschungsziel passt.

Es ist kaum möglich eine adäquate Übersicht über die Vielfalt an Methoden zu geben; mit Büchern zu den Methoden und deren Anwendung lassen sich ganze Bibliotheken füllen. Man kann sich jedoch zwei Grundprinzipien der wissenschaftlichen Methode identifizieren: die empirische Beobachtung und die logische Analyse.

Die Idee der empirischen Beobachtung ist, dass sich wissenschaftliche Aussagen auf natürliche, soziale oder geistige Welten beziehen sollen und dass der Gehalt einer Aussage darin besteht, etwas Zutreffendes über diese Welten wiederzugeben. Dabei

besteht die Hoffnung, dass die Wissenschaften mittels empirischen Evidenzen, die systematisch und transparent erhoben wurden, die Qualität von wissenschaftlichen Aussagen beurteilen kann. Die empirische Beobachtung, das Sammeln von Belegen und die Analyse der Daten geschehen mittels empirischen Methoden, die in den Sozialwissenschaften üblicherweise in qualitative und quantitative Verfahren eingeteilt werden. Zu jedem Ansatz gehören neben der Datenerhebung selbstverständlich die Weiterverarbeitung des Datenmaterials sowie dessen Analyse.

Zum grundlegenden Instrumentarium gehört auch die logische Analyse. Diese ist unabhängig davon wichtig, ob man empirisch oder nicht-empirisch forscht. So sollen Beobachtungen, Hypothesen oder auch Theorien in eine logisch konsistente Form gebracht werden, die interessierenden Analyseeinheiten werden identifiziert und hervorgehoben und die Beziehung zwischen den Analyseeinheiten muss beschrieben werden.

Im ersten Teil dieser Ausgabe – dem Schwerpunkt „Methoden der Sozialwissenschaften“ – sammeln sich acht Beiträge zu unterschiedlichen Themen der empirischen Herangehensweise. In ihrer Summe demonstrieren diese Beiträge die Breite der methodologischen Positionen in den Sozialwissenschaften.

Der Artikel von *Daniel Künzler* setzt sich mit der Übertragbarkeit von Theorien und Methoden von einem sozialen Kontext auf einen anderen auseinander. Er zeigt anhand seiner eigenen Forschungserfahrung, dass man nordatlantische Forschungsstrategien nicht einfach so in Bénin und Kenia anwenden kann.

Diesem grundsätzlichen Text zum Zusammenpassen von Forschungsinstrumenten und untersuchtem Kontext folgen fünf Artikel zu qualitative Methoden:

Stefan Kutzner hebt in seinem Beitrag die Bedeutung von objektiven Daten bei der sozialarbeiterischen Falldiagnostik hervor und argumentiert, dass bei verstehenden Verfahren neben biographischen Fallrekonstruktionen auch objektive Daten, wie etwa soziale und familiäre Milieus sowie zeithistorische Rahmenbedingungen, miteinbezogen werden sollen.

Amir Sheikhzadegan befasst sich mit der Methode der Rekonstruktion narrativer Identität. Neben den philosophischen Grundlagen des Konzepts „narrative Identität“ zeigt er auf, wie dieses empirisch zugänglich gemacht wurde. Zudem geht er auf die Grundprinzipien des Analyseverfahrens sowie auf die Auswertungsschritte in der Praxis ein.

Ebendiese Methode wendet *Natalie Pasche* auf Identitätskonstruktionen von muslimischen Secondas in der Schweiz an. Im Artikel wird unter anderem ein konkretes Interviewsegment mit der Methode der Rekonstruktion narrativer Identität anschaulich interpretiert.

Der Beitrag von *Vivianne Châtel* ist ein Bericht über den vierten Kongress des *Réseau international francophone de la recherche qualitative*, der vom 19. bis 21. Juni

2013 an der Universität Fribourg abgehalten wurde. Dieser befasste sich mit der „Logik der Entdeckung in der qualitativen Forschung“.

Der Beitrag von *Dahlia Namian* und *Carolyne Grimard* handelt von unvorhergesehenen Abweichungen von einem Forschungsdesign bei dessen praktischer Anwendung, was gemeinhin als Schwachpunkt bei Forschungen angesehen wird. Die Autorinnen argumentieren jedoch, dass genau in solchen Abweichungen ein Potenzial der Entdeckung von interessanten Neuheiten verborgen sein kann.

Dann folgt ein Beitrag mit einem quantitativen Hintergrund:

Maurizia Masia vertieft das Problem der Messung von Armut. Der Artikel stellt verschiedene Definitionen von Armut und drei Messmöglichkeiten von Äquivalenzeinkommen vor: die alte und modifizierte OECD-Skala sowie die SKOS-Skala. Je nach Skala findet man in der Schweiz recht unterschiedliche Armutsquoten.

Mit grossem Stolz präsentieren wir zudem einen Artikel zu zwei Methoden, die sich nicht einfach der qualitativen oder quantitativen Gruppe zuordnen lassen:

Martin Gasser und *Ruedi Epple* schreiben über die *Qualitative Comparative Analysis* (QCA) und die *Coincidence Analysis* (CNA), die beide versuchen komplexe Zusammenhangsmuster mittels boolescher Algebra aufzudecken. Zu betonen ist, dass die Entwicklung eines Instruments zur Durchführung der Coincidence Analysis und die erstmalige empirische Anwendung dieser Methode durch unser Institut vorangetrieben wurde.

In dieser Nummer debütiert das „Forum: Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit“ mit drei Artikeln. Dieses bietet eine offene Plattform für Artikel, die sich mit den thematischen Kernbereichen des Studienbereichs befassen, aber nicht zum Schwerpunktthema des jeweiligen Newsletters gehören.

Lena Liechti fokussiert auf geschlechtsspezifische Ungleichheiten in der Altersvorsorge und schaut inwiefern die konkrete Ausgestaltung der Sozialwerke stereotype Beziehungsmuster und die traditionelle Arbeitsteilung in der Familie reproduziert.

Der Beitrag von *Barbara Zimmermann* untersucht die Lohnungleichheit und die berufliche Segregation bei HochschulabsolventInnen im Bereich des Gesundheitswesens. In ihrer Untersuchung offenbart sich eine starke geschlechtsspezifische Segregation. Inwiefern diese Segregation zu Ungleichheiten bei Einstiegsöhnen führt, kann nicht abschliessend geklärt werden.

Eliane Zeller berichtet davon, ob und wie Angestellte in frühkindlichen Betreuungseinrichtungen soziale Benachteiligung wahrnehmen und ob diese Kinder allenfalls spezielle Förderung bekommen.

Wir wünschen Ihnen eine spannende und anregende Lektüre.

Wie gut reisen Theorien und Konzepte?

Daniel KÜNZLER*

Der Blick auf andere Kulturen ist fast so alt wie die europäische Soziologie. Er half Max Weber (2006) bereits 1904 bei der Suche nach den Besonderheiten der abendländischen Moderne. Émile Durkheim (2002) versuchte 1897 mit den kulturellen Unterschieden zwischen verschiedenen europäischen Ländern die Varianz in den Selbstmordraten zu erklären. In Auseinandersetzung mit afrikanischen Gesellschaften wurden Konzepte erarbeitet, die heute in der Soziologie weit verbreitet sind. Pierre Bourdieu (1972) etwa hat seine Theorie der Praxis und das zentrale Konzept des Habitus in seiner Feldforschung in der Kabylei (Algerien) entwickelt. Immanuel Wallerstein (1964) hat sich mit Ghana und der Côte d'Ivoire befasst, bevor er seine Weltsystemtheorie formuliert hat. Die Unterscheidung von *Exit*, *Voice* und *Loyalty* als drei grundlegende Reaktionsmöglichkeiten auf Leistungsabfall von Organisationen geht auf Albert Hirschman's (1970) Auseinandersetzung mit dem Eisenbahnsystem in Nigeria zurück. Diese willkürlich ausgewählten Beispiele sind natürlich nicht erschöpfend.

Die genannten klassischen Beiträge sind zu einer Zeit entstanden, in der davon ausgegangen wurde, dass der wissenschaftliche Blick auf andere Kulturen es ermöglicht, „objektive“ Gesetzmässigkeiten auf Basis einer universellen wissenschaftlichen Terminologie zu formulieren. Inzwischen wird dieser Zugang auch etwa von Wallerstein (2004) hinterfragt. Ausgehend von dieser steigenden Skepsis oder von noch radikalerer Kritik wird gefordert, angesichts der globalen Herausforderungen und der Pluralität von Kontexten die hergebrachten Methodologien und methodischen Ansätze zu überdenken und mit neuen zu ergänzen (Ryen 2011). Letzteres richtet sich an Forschende mit alternativen Epistemologien, etwa aus dem globalen Süden. Die erste Forderung spricht ein Problem an, mit dem ich mich in meinen Forschungen in Afrika auseinandersetze: Wie gut reisen Theorien und Methoden?

In einem ersten Schritt sollen persönliche Erfahrungen mit der Anwendung und Anpassung nordatlantischer Methoden bei quantitativ orientierten Befragungen in Afrika diskutiert werden, also gleichsam die Reise von den Forschenden zu den Beforschten. Der umgekehrte Weg von den Beforschten zu den Forschenden steht im Zentrum des zweiten Teils. Hier sollen Erfahrungen mit qualitativen Forschungen in Afrika reflektiert werden. In einem letzten Abschnitt soll schliesslich aufgezeigt wer-

* Dr. Daniel Künzler ist Lektor und Doktorassistent am Studienbereich Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Freiburg (CH). E-Mail: daniel.kuenzler@unifr.ch

den, weshalb diese Überlegungen auch für Forschungen in der Schweiz immer wichtiger werden.

Von den Forschenden zu den Beforschten

Im westafrikanischen Staat Bénin wurde 1989 das erste *Centre de Promotion Rurale* (CPR) gegründet mit dem Ziel, jungen Schulabbrechern und –abbrecherinnen auf Schulfarmen während eines Jahres theoretische Kenntnisse über „moderne“ Landwirtschaft zu vermitteln und diese dabei auch praktisch anzuwenden. Zusammen mit Zakari Tassou, einem lokalen Agroökonom, bin ich 2004 der Frage nachgegangen, weshalb diese Zentren ihre ambitionierten Ziele nicht erreicht haben.

Wir entschieden uns dafür, Leitfadeninterviews mit Absolventinnen und Absolventen durchzuführen. Die Frage, ob wir den Fragebogen übernehmen oder selbst entwickeln wollen, hat sich nicht gestellt, da uns keinerlei Fragebögen bekannt waren, welche im Sinne des „Frag-die-gleichen-Fragen“-Ansatzes hätten übernommen werden können. Da ich bei der Planung der Forschung bereits vor Ort lebte, konnten wir den Fragebogen simultan entwickeln. Im Gegensatz zu einer sequentiellen oder parallelen Fragebogenentwicklung hatte dieses Vorgehen den Vorteil, dass wir von Anfang an diskutieren konnten, welche Fragen im Kontext von Nordbénin angepasst sein könnten. Die Asymmetrien in diesem bikulturellen Forschungsteam haben sich dabei durchaus als fruchtbar erwiesen, da die beiden Beteiligten zu einem gewissen Grad mit dem Kontext des Gegenübers vertraut waren. Mein Mitforscher hatte langjährige Erfahrung mit Forschung im ländlichen Bénin und Kenntnisse verschiedener lokaler Sprachen, auch wenn er nicht direkt aus jenem Teil des Landes kam, in der wir unsere Untersuchung planten. Ich wiederum hatte eine gewisse Vertrautheit durch vorgehende Reisen in die Untersuchungsregion. Auf der anderen Seite war mein Mitforscher an einer französischen Universität mit nordatlantischen Methoden und Konzepten in Kontakt gekommen, mit denen ich wissenschaftlich sozialisiert wurde.

Angesichts der geringen Alphabetisierungsquote in unserer Grundgesamtheit, welche ja aus Schulabbrecherinnen und –abbrechern bestanden hat, kam ein selbstauszufüllender Fragebogen nicht in Frage. Damit haben sich uns zwar einige Probleme nicht gestellt (z.B. die Gestaltung eines Fragebogens in einem Kontext, in dem ein Teil der Befragten in Koranschulen in der arabischen Schreib- und Leserichtung sozialisiert worden ist). Das Grundproblem bleibt jedoch: Wie kann ein dem Untersuchungsgegenstand und der Population angepasster Fragebogen entwickelt werden? So ist es beispielsweise aufgrund der verbreiteten partiellen Selbstversorgung und der Familienstrukturen wenig erfolgsversprechend, ein Monats- oder Jahreseinkommen auf Individual- oder Haushaltsebene abzufragen. Wir entschlossen uns deshalb, die Menge der geernteten Säcke der wichtigsten Landwirtschaftsprodukte zu erfragen und in einem zweiten Schritt danach zu fragen, wie viele davon verkauft wurden. Die-

se Informationen konnten alle Befragten ohne Probleme angeben und erlaubten uns aufgrund der normierten Sackgrösse, das Einkommen zu schätzen. Diese Schätzung war wegen der Tendenz, gerundete Antworten zu geben, sicher nicht präzise, aber realistischer als eine Frage nach der geernteten Menge in Kilogramm oder Tonnen oder dem Einkommen in Francs CFA. Dieses Vorgehen ist im Einklang mit der methodischen Literatur, welche darauf hinweist, dass nicht nur adäquate Fragen gestellt werden müssen, sondern auch adäquate Antwortmöglichkeiten angeboten werden müssen (z.B. Smith 2003).

Aufgrund unserer Erfahrung war klar, dass das biologische Alter in diesem Kontext schwer zu erheben ist, da es sozial nur beschränkt relevant und deshalb nicht durchgängig bekannt ist. Wir mussten deshalb fehlende, aber möglicherweise auch falsche oder ungenaue Antworten in Kauf nehmen. Auch (amtliche) Ausweise sind wenig zuverlässig und nicht gemeinhin verfügbar. Wir haben deshalb versucht, zusätzlich das aussagekräftigere soziale Alter durch die Erhebung der Haushaltzusammensetzung und des Landeigentums zu eruieren. Der in der methodischen Literatur betonte vermeintliche geringe Schwierigkeitsgrad der Erhebung des Alters (z.B. Rippl und Seipel 2008:117) ist deshalb schlicht eurozentrisch. Die Haushaltzusammensetzung wurde übrigens bewusst offen erhoben, um den komplexen Kinderbetreuungsverhältnissen und der teilweisen Polygynie Rechnung zu tragen.

Deutlich wurde auch, dass, wie in der Literatur (z.B. bei Johnson und van de Vijver 2003:202-203) beschrieben, kulturelle Unterschiede im Hinblick auf die Vorstellungen von privaten und öffentlichen Informationen und damit allfälliger sensibler Themen bestehen. So war es schwierig, von den Absolventinnen und Absolventen Bewertungen der Ausbildung im CPR zu erhalten. Hingegen war etwa die Antwortbereitschaft auf die Frage nach nicht zurückbezahlten Krediten höher als ich mit meinem westeuropäischen Hintergrund vermutet hatte. In der Literatur wird auch auf kulturspezifische Formen der sozialen Erwünschtheit hingewiesen (z.B. bei Johnson und van de Vijver 2003:199). Die Bandbreite der Antworten legte in unserer Studie den Schluss nahe, dass sie nicht durch soziale Erwünschtheit oder Gastfreundschaft geprägt waren. Dies, obschon wenig einflussreiche Personen befragt wurden, die in der Methodenliteratur als anfälliger für soziale Erwünschtheit beschrieben werden (Johnson und van de Vijver 2003:198; Smith 2003:81).

Stark von sozialen Normen geprägt war dagegen die Interviewsituation. Die marxistisch-leninistische Vergangenheit von Bénin hat in den Dörfern dazu geführt, dass neben mehr oder weniger „traditionellen“ Dorfchefs auch noch die *délégué* genannten „anti-feudalen“ Dorfchefs als Autoritätspersonen kontaktiert wurden, um die Erlaubnis für die Interviews zu erhalten. Daraufhin wurden die Absolventinnen und Absolventen aufgesucht, um mit ihnen einen Termin für ein Interview am Markttag der folgenden Woche abzumachen. An diesen Tagen sind die Betroffenen auch während der Landwirtschaftssaison eher im Dorf und nicht auf den teilweise weit abgelegenen

Feldern. Unser Empfang war häufig durch die erstaunte Freude geprägt, dass jemand den weiten Weg auf sich genommen hat und sich für das Wohlergehen der Betroffenen interessiert. Zentral waren fast durchgängig auch Normen der Gastfreundschaft, etwa das Reichen von Wasser zur Begrüßung. Ein angepasster Umgang mit allfälligen gesundheitlichen Bedenken war ein symbolischer Schluck und der Hinweis, ich hätte gerade getrunken. Es war nicht unüblich, uns Essen anzubieten oder Nahrungsmittel auf den Heimweg zu geben. Das war angesichts der verbreiteten Armut für mich unangenehm. Ich entschied mich aber dafür, diese Geste anzunehmen und angemessen zu verdanken, um die Betroffenen nicht als schlechte Gastgeber zu desavouieren.

In einem anderen Forschungsprojekt habe ich mich mit schulischer Bildung in Bénin befasst (Künzler 2007) und dabei auch gemerkt, wie sich Bedenken über Probleme bei der Forschung in einer anderen Kultur zerstreuen können. Eine dimensionale Analyse des Begriffs „éducation“ im beninischen Französisch zeigt auf, dass damit nicht nur in der Schule erworbene kognitive Kompetenzen gemeint sind, sondern auch über die Schule hinausgehende Aspekte wie moralische Kompetenzen, praktische Problemlösungsfähigkeit, Sozialprestige, Entfaltung einer individuellen und sozialen Persönlichkeit. Diese kultur- und sprachspezifischen Konnotationen waren für meine Forschung aber insofern unproblematisch, als dass sie auf Interviews mit Schuldirektorinnen und -direktoren basiert hat und diese beim Begriff „éducation“ tatsächlich in erster Linie an die schulische Bildung gedacht haben.

Von den Beforschten zu den Forschenden

Das Erkenntnisinteresse in der erwähnten Landwirtschaftsstudie bezog sich auf objektive Informationen wie Höhe der Erträge oder der Einsatz des Pfluges. Dem entsprechend war Hauptziel der methodischen Überlegungen, valide Ergebnisse durch angepasste Fragen zu erhalten. Hier steckt die Vorstellung dahinter, dass objektive Phänomene existieren, welche man „entdecken“ kann.¹ Ursprünglich im Hinblick auf quantitative Sozialforschung sozialisiert, war ich auch bei verschiedenen Forschungen mit offenerem qualitativem Zugang anfänglich stark damit beschäftigt, bei Interviews und Gesprächen „zuverlässige“ Informationen zu erhalten. Ich war deshalb verschiedentlich irritiert, als ich von afrikanischen Informanten und Informantinnen teilweise widersprüchliche Informationen erhielt. Ein Rapper in Nairobi etwa erzählte mir an einem Tag stolz von seinen Erfolgen und glänzenden Zukunftsperspektiven und war am nächsten Tag verzweifelt ob all der Schwierigkeiten in seiner stockenden Musikkarriere. Hatte ich es hier mit einem unzuverlässigen Informanten zu tun, dessen Informationen nicht brauchbar sind?

In einer positivistisch orientierten Perspektive, in der Interviews Fenster sind, die einen Blick auf existierende soziale Tatbestände erlauben, würde dieser Schluss nahe-

¹ Der englische Begriff *findings* verweist auf diesen Zugang.

liegen. Geht man aber davon aus, dass Aussagen in jeweils spezifischen Situationen performativ entstehen und auf ein Publikum zielen (Ryen 2011), wird aus der vermeintlichen methodischen Schwierigkeit eine Chance für Erkenntnisgewinne. Die erfolgreiche Darstellung seiner Karriere entstand in einer Diskussion im Vorzimmer eines Musikstudios, an der andere Rapper beteiligt waren. Hier wurden Beziehungen unter ambitionierten Musikern ausgehandelt. Gleichzeitig unterstrichen sie damit, dass sie ernstzunehmende Musiker und damit kompetente Gesprächspartner für den ausländischen Forscher sind. Ich wiederum war ein *asset* in dieser Aushandlung für jenen Rapper, der mich in die Gruppe eingeführt hatte. Am nächsten Tag gingen wir zusammen nach Kibera, seinem Wohnquartier. Wie andere Kenianer und Kenianerinnen hat auch er dabei auf dem Hinweg in einer Mischung aus Unverständnis, Bedauern und Stolz von Kibera als „dem grössten Slum Afrikas“ gesprochen. In diesem Kontext kam das Gespräch denn auch auf seine Schwierigkeiten und darauf, wie er wegen Geldmangel seine Pläne nur beschränkt umsetzen könne. So kamen wir auf seine Alltagsstrategien zu sprechen. Verschiedene „Versionen“ von Aussagen zu sammeln – etwa im Rahmen informeller Gespräche – ermöglicht deshalb erst ein umfassenderes Verständnis. Dies hilft, westeuropäische Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen und zu vermeiden, unangepasste Konzepte überzustülpen (Ryen 2011:444). Dieses Verständnis der Produktion von sozialer Realität geht über die simple Vorstellung hinaus, dass Informant, resp. Informantin und Feldforscher interagieren und dies reflektiert werden müsse (etwa bei Rippl und Seipel 2008:31).

Ich führte bei meinen Forschungen in Kenia bislang alle Gespräche auf Englisch, da mir ausreichende Kenntnisse der von meinen Gesprächspartnern und –partnerinnen verwendeten Sprachen (Sheng, Kiswahili, Gikūyū, Dholuo und andere) fehlen und diese hinreichend gute Englisch-Kenntnisse haben und ihre Antworten begründen oder gegebenenfalls mit Beispielen erläutern können. Englisch als Interviewsprache hat den klaren Nachteil, dass mir emische Konzepte in den lokal verwendeten Sprachen verborgen bleiben. Übersetzte Interviews als Alternative zu Interviews auf Englisch sind methodisch schwierig, weil der Erzählfluss gestört wird, welcher in den meisten qualitativen Interviewformen zentral ist. Eine weitere Schwierigkeit ist die fehlende Kontrolle über den Interviewprozess (Jentsch 1998:275). Um dieser Schwierigkeit zu begegnen, schlagen Temple und Edwards (2002:6) vor, die soziale Verortung der übersetzenden Personen zu reflektieren, indem sie im Rahmen eines Interviews über ihr Leben, ihre Beziehung zum Untersuchungsgegenstand und zu den relevanten sozialen Gruppen befragt wird.² Zusätzlich sollte die übersetzende Person sorgfältig auf ihre Aufgabe vorbereitet werden. So kann ein Übersetzer oder eine Übersetzerin auch positive Effekte für den Forschungsprozess wie etwa eine kulturelle

² Auch bei Schlüsselinformanten und –informantinnen wäre eine derartige soziale Verortung zentral, wird aber in Publikationen erstaunlich selten dokumentiert.

Beratung der forschenden Person haben (Jentsch 1998:287). Selbstredend entstehen auch in übersetzten Gesprächen Aussagen performativ und mit Blick auf ein Publikum. Wie oben erwähnt, gehen die Implikationen dieser Perspektive über die Frage hinaus, ob eine übersetzende Person die richtige kulturelle Bedeutung einer Antwort erfasst und adäquat übersetzen kann.

Wachsende Relevanz in heterogenen Gesellschaften

Die Bedeutung von kulturellen Unterschieden für die Forschung liegt nahe, wenn man in Afrika forscht. Auch die ländervergleichende Forschung ist zunehmend sensibilisiert. So hat sich beispielsweise die Erkenntnis durchgesetzt, dass nicht einfach davon ausgegangen werden kann, dass alle die gleiche Personengruppen im Kopf haben, wenn sie danach gefragt werden, ob man „den meisten Menschen“ vertrauen könne. Der Radius dessen, was mit „den meisten Menschen“ gemeint ist, variiert zwischen Ländern beträchtlich und ist etwa bei Protestanten und Protestantinnen grösser als bei Angehörigen anderer Religionen (Delhey, Newton und Welzel 2011). Erstaunlicher ist, dass derartige Phänomene bei der Forschung innerhalb eines Landes seltener thematisiert werden. Dabei würden die erwähnten Befunde nahelegen, dass auch in der Schweiz protestantische Befragte (28% der Bevölkerung) durchschnittlich an eine andere Personengruppe denken als katholische (knapp 39% der Bevölkerung). Hier zeigt sich die Notwendigkeit, nicht nur das Ausmass, sondern auch den Radius des Vertrauens zu erfragen, um diesen Unterschieden Rechnung zu tragen. Diese Überlegungen können auf die Messung des Freundeskreises übertragen werden, wenn dessen Auswirkungen auf den Umgang mit Ereignissen wie Arbeitslosigkeit oder Krankheit untersucht werden sollen.

Generell gibt es angesichts von Individualisierung, globalen Einflüssen und Migration auch in der Schweiz zunehmend „Sinnprovinzen“ (Rippl und Seipel 2008:54). Im Kontext von Fortsetzungs- oder Patchworkfamilien beispielsweise kann die Frage nach „dem“ Vater oder „der“ Mutter eingeschränkt valide sein. Präzise Konzepte und Konstrukte, etwa die im afrikanischen Kontext verbreitete Unterscheidung zwischen sozialer und biologischer Elternschaft, sind ebenso zentral wie eine laufende Hinterfragung ihrer Validität. Die hier lediglich mit einigen Beispielen angedachten methodischen Überlegungen der Forschung in anderen Kulturen werden zunehmend auch für Forschungen in der Schweiz relevant und dies nicht nur, wenn Minderheiten oder fremdsprachige Gruppen erforscht werden.

Literatur

- Bourdieu, Pierre (1972). *Esquisse d'une théorie de la pratique, précédé de trois études d'ethnologie kabyle*. Genève: Librairie Droz.
- Delhey, Jan, Kenneth Newton und Christian Welzel (2011). How General Is Trust in "Most People"? Solving the Radius of Trust Problem. *American Sociological Review*, 76(5), 786-807.
- Durkheim, Emile (2002). *Der Selbstmord* (8. Auflage). Frankfurt: Suhrkamp.
- Hirschman, Albert O. (1970). *Exit, Voice and Loyalty: Responses to the decline in firms, organizations and state*. Cambridge, MA/London: Harvard University Press.
- Jentsch, Birgit (1998). The "Interpreter Effect": Rendering Interpreters Visible in Cross-Cultural Research and Methodology. *Journal of European Social Policy*, 8(4), 275-289.
- Johnson, Timothy P. und Fons J.R. van de Vijver (2003). Social Desirability in Cross-Cultural Research. In: Harkness, Janet A., Fons J.R. van de Vijver und Peter Ph. Mohler (Hg.). *Cross-Cultural Survey Methods* (195-204). Hoboken: John Wiley & Sons.
- Künzler, Daniel (2007). *L'éducation pour quelques-uns? Enseignement et mobilité sociale en Afrique au temps de la privatisation: le cas du Bénin*. Paris: L'Harmattan.
- Künzler, Daniel und Zakari Tassou (2004). *La promotion de l'agriculture au Bénin: place et rôle des CPR. Rapport d'enquête*. Cotonou: LARES.
- Rippl, Susanne und Christian Seipel (2008). *Methoden kulturvergleichender Sozialforschung. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Ryen, Anne (2011). Exploring or exporting? Qualitative methods in times of globalisation. *International Journal of Social Research Methodology*, 14(6), 439-453.
- Smith, Tom W. (2003). Developing Comparable Questions in Cross-National Surveys. In: Harkness, Janet A., Fons J.R. van de Vijver und Peter Ph. Mohler (Hg.). *Cross-Cultural Survey Methods* (69-91). Hoboken: John Wiley & Sons.
- Temple, Bogusia und Rosalind Edwards (2002). Interpreters/Translators and Cross-Language Research: Reflexivity and Border Crossings. *International Journal of Qualitative Methods*, 1(2), Artikel 1. Zugriff am 23.06.2013 auf <http://www.ualberta.ca/~ijqm/>
- Wallerstein, Immanuel (1964). *The Road to Independence: Ghana and the Ivory Coast*. Paris/Den Haag: Mouton.
- Wallerstein, Immanuel (2004). Social sciences and the quest for a just society. In: Mukherji, Partha N. und Chandan Sengupta (Hg.). *Indigeneity and universality in social science. A South-Asian response* (66-82). New Delhi: Sage.
- Weber, Max (2006). *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Vollständige Ausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von Dirk Kaesler* (2., durchgesehene Auflage). München: Verlag C.H. Beck.

Zwischen Klassifikation und Fallverstehen – Zum Stellenwert objektiver Daten in der sozialarbeiterischen Diagnostik

Stefan KUTZNER*

Einleitung

Wie therapeutische Berufe insgesamt, ist auch die Soziale Arbeit zur Bestimmung ihrer fallspezifischen Interventionen auf gesicherte diagnostische Verfahren angewiesen. Insbesondere beim Umgang mit „schwierigen Fällen“, wie multikomplexe Problemlagen oder langandauernden „Problemkarrieren“, reichen Verfahren der Supervision nicht aus, sondern es bedarf Diagnostiken, um die Fallproblematik an sich zu bestimmen. Die wissenschaftliche Fundierung, also die methodische und methodologische Verankerung in den Bezugsdisziplinen der Sozialen Arbeit ist dabei vorausgesetzt. Die Erfahrung eines Sozialarbeiters, einer Sozialarbeiterin ist nicht ausreichend, um im größeren Verbund mit anderen Professionen die eigenen Falldiagnosen zu vertreten und zur Geltung zu bringen.

Insgesamt stehen sich in der praxisbezogenen Diskussion um geeignete Falldiagnostiken in der Sozialarbeit zwei Lager konträr gegenüber (Heiner 2011). Die einen präferieren klassifikatorische Ansätze, solche, wie sie überwiegend in der quantitativen Sozialforschung verwendet werden. In dieser Perspektive geht es darum, die vorliegenden Problematiken von KlientInnen nach vorliegenden und möglichst überprüften Kategorien zu bestimmen, wobei anschließende Modifikationen bzw. Anpassungen der Interventionen individualspezifisch vorgenommen werden. Klassifikatorische Ansätze haben sich in den vergangenen 20 Jahren in vielen Feldern der Sozialen Arbeit recht etabliert, vor allem in der Sozialhilfe und in der Arbeitsvermittlung. Die im Zuge von Organisationsreformen durchgeführte zunehmende Standardisierung der Fallbearbeitung hat diese methodische Perspektive sehr unterstützt (für die Schweiz siehe Kutzner et al. 2009, für Deutschland Ludwig-Mayerhofer et al. 2009). – Auf der anderen Seite finden wir die VertreterInnen des (individuellen) Fallverstehens. Mehr induktiv, aus den Interaktionen mit den jeweiligen KlientInnen heraus, soll die Fallproblematik bestimmt werden, wobei die Zusammenarbeit mit den Klienten und deren Perspektive ein viel größeres Gewicht zukommt und somit die subjektiven Perspektiven der Klientele berücksichtigt werden.

Die in den verschiedenen Sozialwissenschaften in inzwischen weit zurückliegender Vergangenheit hitzig geführte Debatte zwischen den quantitativ und den qualita-

* Univ.-Prof. Dr. Stefan Kutzner ist Professor für Soziologie am Seminar für Sozialwissenschaften der Universität Siegen. E-Mail: kutzner@soziologie.uni-siegen.de

tiv arbeitenden ForscherInnen wird in den Auseinandersetzungen um die Diagnostik in der Sozialen Arbeit in vieler Hinsicht reproduziert (zu der methodischen Entwicklung in verschiedenen Feldern der Sozialen Arbeit siehe Galuske 2011). So wird dem „qualitativen Lager“, den VerfechterInnen des individuellen Fallverstehens vorgehalten, dass sie ihre Fallbestimmung, ihre Diagnostik nicht auf eine objektivierte Grundlage, eine Datenbasis stützen, sondern ihre Fallbestimmung interaktiv mit den Klienten aushandeln. Man könnte auch sagen, dass damit die Differenz von professionell agierendem Experten und dem betroffenen Klienten, der immer auch ein Laie ist, verwischt wird. Oder anders ausgedrückt: nicht alles, was der Klient vermeint, was im guttut, was für ihn förderlich ist, ist richtig im Sinne, dass gegebene Probleme überwunden werden können. Die Einnahme „bitterer Medizin“, ein Überwinden von inneren Widerständen, ist genauso vonnöten. Wie soll aber ein professioneller Sozialarbeiter auf so etwas hinwirken, auf die Unterstützung der Selbstüberwindung seines Klienten, auf die Förderung seiner progressiven, auf die Überwindung seiner regressiven Persönlichkeitsanteile, wenn er nicht selbst im Gestalt einer individuellen Falldiagnose einen Kompass für seine Interventionen mit dem Klienten hat? Folgerichtig plädiert auch Maja Heiner dafür, auch in rekonstruktiven, das heißt fallverstehenden Ansätzen klassifikatorisch zu arbeiten, wobei die Subsumtion des Falles unter vorgegebene Kategorien zu ersten Hypothesen, aber nicht weiter, führen soll.

Ich möchte diesen Vorschlag Heiners (2011) aufgreifen und plädiere dafür, dass die Verfahren der biographischen Fallrekonstruktionen, so wie sie gegenwärtig im deutschsprachigen Raum bestehen, und die auch in der Schweiz Verwendung finden, als Vorlage für eine Falldiagnostik in der Sozialen Arbeit dienen sollten.

Biographische Fallrekonstruktionen

Ziel biographischer Fallrekonstruktionen ist die Erfassung individuierter Lebenssprachen, und zwar sowohl exemplarisch, also unter allgemeinen Aspekten, wie auch fallspezifisch in ihren jeweiligen individuellen Ausprägungen. So kann man sich beispielsweise anhand von biographischen Fallstudien von MigrantInnen allgemeine Probleme der Migration, dieser spezifischen Form der Mobilität, vergegenwärtigen, wie man darüber hinaus auch die fallspezifischen Besonderheiten der Bewältigung der mit Migration gegebenen Belastungen erfassen kann.

Rekonstruktion ist mehr als Verstehen. Nicht um den inneren Nachvollzug subjektiver Motive geht es, nicht um das Verstehen subjektiver Sichtweisen, sondern um die Rekonstruktion der inneren Strukturen (oder Regeln) individuierter Lebenssprachen. Aus diesem Grund ist es nicht ausreichend, sich allein auf biographische Interviews, auf die Erzählungen von Lebensgeschichten zu stützen. Denn solche Interviews bringen zunächst einmal eine Identitätskonstruktion unter spezifischen Kommunikationsbedingungen zum Ausdruck. Die Interviewsituation beeinflusst selbstverständ-

lich die Erzählung der interviewten Person. Und gegenüber einer anderen Person zu einem anderen Zeitpunkt kann die biographische Erzählung selbstverständlich anders ausfallen.

Für die verschiedenen Schulen der biographischen Fallforschung hat sich inzwischen etabliert, dass die objektiven Daten (das sind Daten zum Lebensverlauf) mit hinzugezogen werden (Radenbach und Rosenthal 2012; für eine Übersicht über die Biographieforschung siehe Rosenthal 2011). Diese objektiven Daten repräsentieren die gegebenen raum-zeitlichen Lebensbedingungen der interviewten Person. Aus diesen objektiven Daten lassen sich bereits erste Fallhypothesen generieren. Das Interview, das die subjektive Sichtweise zu einem gegebenen Zeitpunkt repräsentiert, wird dann auf der Folie der durch die objektiven Daten gewonnenen Hypothesen interpretiert.

Sequenzanalyse und Historizität von Bildungsprozessen

Es war vor allem das Lebenspraxismodell von Ulrich Oevermann (1991, 2000), das dazu führte, dass in der von Oevermann begründeten objektiven Hermeneutik die objektiven Daten bei der Rekonstruktion individuierter Bildungsprozesse (Biographien) einen solch starken Stellenwert erhielten. Die objektiven Daten repräsentieren dann die gegebenen raum-zeitlich bestimmten Lebensbedingungen, unter denen Individuierung stattfindet. Objektive Daten sind Repräsentanten des sozialen und des familiären Milieus sowie der zeithistorischen Rahmenbedingungen, unter denen eine Lebenspraxis die allgemein üblichen Entwicklungsaufgaben und Krisen bewältigen muss. Diese Lebensbedingungen stecken zwar den allgemeinen Rahmen ab, sind aber nicht strikt determinierend. Individuierungsprozesse sind nicht vollständig durch den äußeren Rahmen, durch ihre ihnen gegebenen Lebensumstände bestimmt.

Zu den objektiven Daten zählen Daten zur Familiengeschichte (Geburtsort, Geburtsdatum, Berufe und Alter der Eltern und möglichst auch Großeltern, Geschwisterzahl), zum Bildungs- und Ausbildungsweg, zur Ablösung von der Herkunftsfamilie und zur Gründung einer eigenen (Gattenwahl, Nachwuchs). Auch besondere Umstände wie bestimmte Schicksalsereignisse (Tod, Krankheiten) gehören ebenfalls dazu. Äußere Kontextinformationen zu den besonderen sozio-ökonomischen und politischen Zeitumständen wie auch zu dem sozialen Milieu werden ebenfalls herangezogen (siehe hierzu Kutzner 2009 und 2012 sowie Hildenbrand 2005a und 2005b).

Objektive Daten in der Diagnostik der Sozialen Arbeit

Maja Heiner ist natürlich recht zu geben, dass auch ein individuelles Fallverstehen der Problematiken einzelner Klienten auch Rekurs auf eine objektivierbare Datengrundlage nehmen sollte. Die objektiven Daten des individuellen Lebenslaufes mitsamt seiner familiären Herkunftsdaten, ergänzt durch äußere Kontextinformationen zu dem

sozialen Milieu und den allgemeinen Lebensbedingungen, stellen m. E. eine solche objektive Datengrundlage dar, mit der dann erste Fallhypothesen gewonnen werden können. Der Vorteil ist, dass sie leicht zu erheben sind. Viele dieser Informationen sind in den Fallakten enthalten. Daten zur Familiengeschichte sind leicht im Gespräch mit den Klienten zu erheben. Und die äußeren Kontextinformationen sind in der Regel relativ leicht zu beschaffen (bei Migrationsbiographien teilweise schwierig, was die sozialen Milieus der Herkunftsregionen betrifft).

Der Vorteil eines solchen Protokolls objektiver Daten besteht darin, dass man einen begrenzten Umfang von den jeweiligen Fall repräsentierenden Daten zur Verfügung hat, den man in verschiedenen (Intervisions-)Kontexten bearbeiten kann. Es erfordert jedoch Übung und Erfahrung, aus solchen Datenprotokollen Fallhypothesen zu entwickeln. Vor allem deswegen, weil, anders als in der Supervision, nicht das Arbeitsbündnis mit dem Sozialarbeiter (resp. der Sozialarbeiterin) Gegenstand der Betrachtung ist, sondern die Fallproblematik, wie sie unabhängig von der sozialarbeiterischen Intervention besteht. Zudem fällt es anfangs schwer, mit einer begrenzten Datenmenge zu arbeiten und aus wenigen Daten schlüssige Fallhypothesen zu entwickeln und zu diskutieren. Jedoch kann man sich anhand der durch die objektiven Daten gegebenen Ausgangsbedingungen schon sehr viel über die Fallproblematik vergegenwärtigen.

Objektive Daten dokumentieren vier verschiedene Ebenen.

- 1) *Zeithistorische Ebene*: allgemeine nationale und regionale Ausgangsbedingungen. Diese kommen durch die Geburtsdaten, den Geburtsort sowie die Orte des Aufwachsens zum Ausdruck. So ist es von erheblichem Unterschied, ob jemand seine sekundäre Sozialisation (Schulbildung, Ausbildung, beginnende Ablösung von der Herkunftsfamilie) in den 1970er oder in den 1990er Jahren erfährt. Und es ist ebenfalls ein Unterschied, ob das in einer urbanisierten Region oder in einem Bergdorf erfolgt.
- 2) *Ebene der sozialen Milieus*: soziale Verankerung der Herkunftsfamilie. Diese kommt durch die Berufe der Eltern, ggf. falls zugänglich auch durch die der Großeltern, zum Ausdruck. So ist es bedeutsam, ob jemand beispielsweise in einem Lehrer-, einem Handwerker-, einem Bauern- oder einem Facharbeitermilieu aufwächst. Aus den Berufen der drei Generationen (der Beruf des Klienten, der Klientin mit eingeschlossen) lässt sich erkennen, ob es sich um eine Aufwärts- oder eine Abwärtsmobilität handelt oder ob die Milieuverankerung über Generationen hinweg stabil bleibt.
- 3) *Ebene der Familie*: hierzu zählen die Geburtsdaten der Eltern, die der Geschwister und die des Klienten. Über die Größe der Kernfamilie, den Altersabstand der Geschwister zueinander, das Alter der Eltern lassen sich Rahmenbedingungen für das familiäre Binnenklima ersehen.

- 4) *Ebene besonderer Umstände*: hierzu zählen der Tod naher Angehöriger, schwere Krankheiten und auch Arbeitslosigkeit. Das familiäre Binnenklima wird durch solche Ereignisse erheblich geprägt.

In der biographischen Forschung würde dann nach der Auswertung der objektiven Daten die Auswertung eines offenen biographischen, meist narrativ geführten Interviews folgen. In der sozialarbeiterischen Praxis wäre es jedoch zu aufwendig, noch solche Interviews zu führen und von ihnen wortgenaue Transkripte herzustellen. Es gibt aber ja noch weiteres Datenmaterial, auf das man zurückgreifen kann. Zum einen kann man auf die Protokolle der vorliegenden Fallakten zurückgreifen. Weiterhin ist es hilfreich, wenn die jeweils involvierten SozialarbeiterInnen in solchen Fällen selbst schriftliche Protokolle über den Fall anfertigen, die dann für die Fallrekonstruktion hinzugezogen werden. Mit diesen beiden Datentypen, das Material aus den Fallakten wie die eigens angefertigten Protokolle (die das Arbeitsbündnis betreffen), können die aus den objektiven Daten gefolgerten Fallhypothesen überprüft, modifiziert und weiterentwickelt werden (zur Methodik der Auswertung objektiver Daten siehe Kutzner 2012).

Ein weiterer und aus meiner Sicht bestehender Vorteil des Umgangs mit solchen objektiven Daten in der sozialarbeiterischen Praxis besteht darin, dass man ein Verständnis für die soziale Lagerung von Fällen entwickelt. Durch den konsequenten Einbezug objektiver Daten in Falldiagnostiken wird die psychologische, zumeist auch individualpsychologische Perspektive überschritten. Sie wird dann durch eine soziologisch ausgerichtete Perspektive ergänzt. Insbesondere die durch die objektiven Rahmenbedingungen gegebenen Entwicklungsanforderungen für den Klienten, für die Klientin lassen sich auf diese Weise gut herauspräparieren.

Literatur

- Galuske, Michael (2011). *Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung (9. ergänzte Auflage)*. Weinheim: Juventa.
- Heiner, Maja (2011). Diagnostik in der Sozialen Arbeit. In: Otto, Hans-Uwe und Hans Thiersch (Hg.). *Handbuch Soziale Arbeit (4., völlig neu bearbeitete Auflage)* (237-247). München: Reinhardt, 237-247.
- Hildenbrand, Bruno (2005a). *Fallrekonstruktive Familienforschung. Anleitung für die Praxis*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Hildenbrand, Bruno (2005b). *Einführung in die Genogrammarbeit*. Heidelberg: Carl Auer.

- Kutzner, Stefan (2009). Exklusion als Prozess. Eine exemplarische Rekonstruktion einer Migrationsbiographie. *Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung*, 10(1), 71-96.
- Kutzner, Stefan (2012). Arbeit, Beruf und Habitus. Fallrekonstruktionen von Erwerbsbiographien mit der Objektiven Hermeneutik. In: Schittenhelm, Karin (Hg.): *Qualitative Bildungs- und Arbeitsmarktforschung. Grundlagen, Perspektiven, Methoden* (203-239). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kutzner, Stefan et al. (2009). *Sozialhilfe in der Schweiz. Klassifikation, Integration und Ausschluss von Klienten*. Zürich, Chur: Rüegger.
- Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang (2009). *Auf der Suche nach der verlorenen Arbeit. Arbeitslose und Arbeitsvermittler im neuen Arbeitsmarktregime*. Konstanz: UVK.
- Oevermann, Ulrich (1991). Genetischer Strukturalismus und das sozialwissenschaftliche Problem der Erklärung der Entstehung des Neuen. In: Müller-Dohm, Stefan (Hg.). *Jenseits der Utopie. Theoriekritik der Gegenwart* (267-336). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Oevermann, Ulrich (2000). Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Kraimer, Klaus (Hg.): *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung* (58-156). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Radenbach, Niklas und Rosenthal, Gabriele (2012). Das Vergangene ist auch Gegenwart, das Gesellschaftliche ist auch individuell. Zur Notwendigkeit der Analyse biographischer und historischer ‚Rahmendaten‘. In: *Sozialer Sinn*, 13(1), 3-37.
- Rosenthal, Gabriele (2011). *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung* (3., aktualisierte und ergänzte Auflage). Weinheim: Juventa.

„Erzählen, wie im Leben alles gekommen ist“: Narration im Dienst der Identitätskonstruktion

Amir SHEIKHZADEGAN*

Der Begriff „narrative Identität“ wurde in den 1980er Jahren vom französischen Philosophen Paul Ricoeur in seinem dreibändigen Werk *Temps et Récit* (Zeit und Erzählung) (1983–85) geprägt und in *Soi-même comme un autre* (1990) weiter bearbeitet und präzisiert. Ricoeur war auf der Suche danach, den Widerspruch zwischen der Beständigkeit und Veränderbarkeit der Identität zu lösen. Bei der Lösung dieses Rätsels liess er sich vom feinen Unterschied zwischen den beiden lateinischen Begriffen *idem* (Selbigkeit) und *ipse* (Selbstheit) inspirieren. Während *idem*, so Ricoeur, der Identität im Sinne des „ich bin“, d.h. im Sinne meiner Gewissheit über mein Sein, entspreche (synchrone Perspektive), beziehe sich *ipse* auf die Persistenz meiner Selbst über die Zeit und beinhalte so den temporalen Aspekt meiner Identität (diachrone Sicht). *Idem* und *ipse* sind zwei Seiten derselben Medaille, zwei zusammengehörige Pole desselben Sachverhaltes. Mein Sein ist von meinem Gewordensein nicht zu trennen: „Ein Identitätsmodell, das einen der Pole nicht berücksichtigt, führt zwangsläufig in Aporie“ (Baumgärtel 2000:149). Das Konzept der narrativen Identität verbindet die beiden Aspekte der Identität. Ich erfahre mich selbst bzw. stelle mein Selbst dar, in dem ich mein Gewordensein in Form einer Narration strukturiere.

Von besonderer Bedeutung ist dabei ein Gedanke, der Ricoeur in seinem Werk *Soi-même comme un autre* diskutiert hat. Dieser Gedanke lässt sich in dessen groben Zügen folgendermassen zusammenfassen: Viele meiner Handlungen in der Vergangenheit könnten aus der Sicht meines jetzigen Selbstbildes gar keinen Sinn machen und bei mir Unverständnis oder sogar Abscheu auslösen. Die Andersheit meines vergangenen Ichs stellt also eine Bedrohung für die Persistenz meiner Identität dar. Narrative Identität webt diese disparaten Erfahrungen zu einer sinnvollen Geschichte zusammen und liefert Erklärungen für die Widersprüche und Diskontinuitäten. So entsteht aus blosser zeitlicher Ereignisabfolge ein kohärenter *Plot*. Dieser als *emplotment* bekannte Vorgang verleiht divergierenden temporalen Erfahrungen eine sinnstiftende Ordnung.¹ Folgende Formulierung von Venema (2000) bringt diesen Gedanken auf den Punkt:

* Dr. Amir Sheikhzadegan ist Doktorassistent am Studienbereich Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Freiburg (CH). E-Mail: amir.sheikhzadegan@unifr.ch

¹ Venema (2000) macht darauf aufmerksam, dass dieser Vorgang sowohl auf der individuellen als auch kollektiven Ebene stattfindet: „By organizing historical events into a narrative unity, communities and individuals can offer testimony of who they are and how they wish to mark their existence in the world“ (Venema 2000:93).

„The difference and otherness of my received past is taken up through the imaginative process of emplotment and given order and meaning in relation to my quest for sameness and identity. [...] it is an attempt to form a narrative whole from the diversity of events that I as an agent both carry out and suffer“ (Venema 2000:93).

Erst in Form eines Narrativs kann ich mir selber und anderen versichern, dass ich trotz Veränderung über die Zeit „mich selbst“ geblieben bin. Narrative stellen die moralische Integrität eines Individuums unter Beweis. Indem ich meine vergangenen Handlungen rechtfertige oder sogar verurteile, ergründe ich die Unversehrtheit meines Selbst, rette ich mein positives Selbstbild, wahre ich „mein Gesicht“.

Der narrativen Identität kommt insbesondere in der Postmoderne eine grosse Bedeutung zu. Waren in der Zeit der „klassischen Moderne“ die herkömmlichen Bindungen der Menschen (Nation, soziale Schicht, Beruf, Ehe, Wohnort, Ideologie) mehr oder weniger konstant, so geraten sie in der Postmoderne ins Wanken. Der ständige Wandel der Lebensumstände und Identifikationsinstanzen zwingen die Menschen dazu, ihr Selbstbild immer wieder von neuem zu konstruieren (Keupp und Höfer 1997). „Es handelt sich also um eine gesellschaftliche Entwicklung, die den einzelnen die Aufgabe einer kohärenten Identitätsbildung aufbürdet, ohne sie länger mit entsprechend kohärenten Mustern zu versorgen“ (Kraus 1999). Narrative Identität dient also dazu, sich auf sein eigenes Leben einen Reim zu machen (Kraus 1999).

Zwar ist es Ricoeurs Verdienst, auf die Bedeutung der Narrative für Selbsterfahrung und -ausdruck aufmerksam zu machen. Doch wurde die lebensweltliche Relevanz der Narration auch vor ihm in verschiedenen Disziplinen thematisiert, was das folgende, bereits klassisch gewordene Zitat der Literaturwissenschaftlerin Barbara Hardy (1968) bestens dokumentiert:

„We dream in narrative, daydream in narrative, remember, anticipate, hope, despair, believe, doubt, plan, revise, criticize, construct, gossip, learn, hate, and love by narrative“ (Hardy 1968:5).

Ein solcher Zugang zum Narrativ beruht auf dem entwicklungspsychologischen Postulat, wonach „das Subjekt sich und seinen Erfahrungsstrom erzählend, in Geschichten, organisiert“ (Kraus 1999).

Narrative Identität erforschen

Waren die Schriften Ricoeurs über narrative Identität theoretischer Natur, so haben Lucius-Hoene und Deppermann (2004) versucht, diese Sichtweise empirisch umzusetzen, und zwar durch eine Kombination von narrativ-biografischem Interview als Erhebungsmethode und einer von ihnen entwickelten Auswertungsmethode, die sie

als *Rekonstruktion narrativer Identität*² bezeichnen. Im Folgenden versuche ich nun diese Auswertungsmethode in dessen groben Zügen zu skizzieren. Davor aber einige Zeilen über die Relevanz der Narration für die Identitätskonstruktion:

Die AutorInnen verstehen „autobiografisches Erzählen als *Herstellung und Darstellung von narrativer Identität im Interview*“ (Lucius-Hoene und Deppermann 2004:10). Im Zentrum ihres Interesses steht „die *narrative Identität* als eine im Prozess des Erzählens hergestellte Form der Selbstvergewisserung“ (Lucius-Hoene und Deppermann 2004:10). Das Interview wird hier also als „*sich vollziehende Identitätskonstruktion*“ verstanden, in der sich die autobiografische *Darstellung* von Identität mit der performativen und interaktiven *Herstellung* von Identität verbindet“ (Lucius-Hoene und Deppermann 2004:10).

Von besonderer Bedeutung für die Gestaltung der Erzählung ist deren Kontext. Mit dem Kontext sind u.a. die Rahmenbedingungen und institutionellen Merkmale der Erzählsituation, die kommunikativen Ziele des Erzählers,³ die jeweils vorherrschenden Erzählkonventionen und nicht zuletzt die Zuhörerschaft gemeint, die als „soziale Ratifizierungsinstanz“ fungieren und wie ein Co-Autor zur Gestaltung der Erzählung beitragen (Lucius-Hoene und Deppermann 2004:32-33). Hierzu schreibt Kraus (1999):

„Wir erleben mehr als wir erzählen und wir erzählen anders vor den jeweils anderen. Je nachdem mit wem wir sprechen und welches Selbstbild wir präsentieren wollen, geben wir ‚unserer‘ Geschichte unterschiedliche Färbungen, wir lassen das eine aus und betonen das andere. Insofern ist Selbstgeschichte in der Tat ein ‚work in progress‘, dessen Teile sich immer wieder verändern, je nachdem wie die Zuhörerschaft darauf reagiert und je nachdem, wie wir aktuelles Erleben integrieren müssen“ (Kraus 1999).

Mit diesem konstruktivistischen Ansatz verliert die „Validität“ bzw. „Authentizität“ des Erinnerens an Bedeutung, denn das Erlebte, das Erinnerte und das Erzählte sind nicht deckungsgleich. Im Grunde genommen, besteht zwischen der Erzählung eines Ereignisses und dem Ereignis selbst ein mehrstufiger Abstand: Das Ereignis selbst; die Art und Weise, wie der Erzähler das Ereignis zum Zeitpunkt des Geschehens wahrgenommen und erlebt hat; die Erinnerung des Erzählers vom Ereignis; und das, was er

² Im Nationalfonds-Projekt „Freiwillige Assoziationen, multiple Identitäten und Toleranz: Eine Rekonstruktion narrativer Identitäten von Assoziationsmitgliedern mit besonderer Berücksichtigung von MuslimInnen in der Schweiz“, das Anfang 2002 am Studienbereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit der Universität Freiburg (CH) lanciert wurde, macht die Methode der Rekonstruktion narrativer Identität die Hauptforschungsmethode aus.

³ Gemäss Lucius-Hoene und Deppermann verfolgen Menschen in ihren autobiografischen Erzählungen verschiedene kommunikative Ziele: „Mit selbsterlebten Geschichten wollen wir informieren, amüsieren, begründen, uns rechtfertigen, uns Verbündete schaffen, uns unserer Kommunikationspartner und schliesslich auch unserer selbst vergewissern“ (Lucius-Hoene und Deppermann 2004:20).

aus seiner Erinnerung erzählt. Zwischen diesen Stufen geschieht jeweils ein konstruktiver Akt des Zugriffs, der Selektion und der Transformation.

Da in unserer Lebensgeschichte auch die Geschichten anderer Menschen vorkommen, ist unsere autobiografische Erzählung nur dann glaubwürdig, wenn die beteiligten Anderen unsere Narration bestätigen. Zudem muss unsere Erzählung auch der Zuhörerschaft als glaubwürdig erscheinen. Deshalb impliziert die narrative Identität stets einen *Aushandlungsprozess*.

Bevor ich nun die Prinzipien und die Praxis der Auswertung narrativer Identität nach Lucius-Hoene und Deppermann (2004) skizziere, möchte ich kurz auf die drei Dimensionen narrativer Identität eingehen, welchen die AutorInnen in ihrer Auswertungsmethode eine prominente Stellung einräumen:

- a) Die *temporale Dimension* bezieht sich auf die Frage, wie die Erzählung in zeitlicher Hinsicht strukturiert ist. Dabei geht es erstens um die Bemühungen des Erzählers, aus den Fragmenten seiner Lebensgeschichte ein kohärentes, kontinuierliches Selbstbild herzustellen: „Narrative biografische Konstruktionen beinhalten die Erklärungen und Rechtfertigungen des Gewordenseins und bilden damit gleichzeitig auch die Basis für Handlungsorientierungen und Zukunftsentwürfe“ (Lucius-Hoene und Deppermann 2004:57).

Zweitens lässt sich aus formaler Sicht fragen, welche „narrativen Modelle“ (ob linear, zirkulär, zyklisch, spiralförmig, statisch oder fragmentarisch) in der Erzählung verwendet wurden.

Drittens geht es darum herauszufinden, wie die „Wandlung vom erzählten zum erzählenden Ich“ in der Narration dargestellt wird. Von Interesse ist hier einerseits, wie der Erzähler die Entwicklung seines Selbst über die Zeit schildert, andererseits, in welcher Beziehung das erzählende Ich zum erzählten Ich steht (bspw. distanzierend, übereinstimmend, evaluierend etc.).

Schliesslich geht es bei temporaler Dimension um die Frage des „Agency“: Hier möchte man erfahren, ob der Erzähler sein erzähltes Ich als aktives, handelndes Subjekt oder als ein passives Opfer der (vermeintlich) einwirkenden Mächte darstellt.

- b) Bei der *sozialen Dimension* geht es um die Fragen, welche Rollen der Erzähler sich selbst und seinen Interaktionspartnern in seinen Geschichten, aber auch in der Interviewsituation, zuweist (*Selbst- und Fremdpositionierung*), wie er das materielle und soziale Umfeld, das Setting und die Rahmenbedingungen seiner Erzählungen beschreibt (*Weltkonstruktion*), auf welche kulturellen Sinnstiftungsangebote er in seiner Narration zugreift und wie er diese in Darstellungs- und Deutungstraditionen einbindet.
- c) Die *selbstbezügliche Dimension* handelt von der reflexiven Auseinandersetzung des Erzählers mit sich selbst. Von Interesse sind hier zunächst einmal *selbstbezügliche Aussagen*. Dazu gehören u.a. Identitätsprädikate, einschliesslich Aussagen

über seine Zugehörigkeiten, aber auch Eigentheorien (wie man als „Experte seines eigenen Ichs“ Theorien über sich selbst postuliert).

Des Weiteren bezieht sich diese Dimension auf *autoepistemische Prozesse*. Damit sind die Entdeckungen gemeint, die der Erzähler durch die Dynamik des Erzählprozesses über sich selbst macht. Dank autoepistemischem Effekt „stellen manche Erzähler [...] verwundert fest, dass sie am Ende ihrer Geschichte mehr über sich wissen als zu Beginn“ (Lucius-Hoene und Deppermann 2004:73).

Schliesslich handelt die selbstbezügliche Dimension davon, wie der Erzähler verschiedene *Ebenen der Identitätsherstellung* zusammen knüpft, um über sich zu sprechen. Der Erzähler kann, um nur ein Beispiel zu nennen, Bezüge zwischen seinem erzählenden und erzählten Ich herstellen, indem er sich von seinem erzählten Ich distanziert oder seinen Stolz darüber zum Ausdruck bringt.

Grundprinzipien der Textanalyse

Gibt es aber irgendwelche Richtlinien und Grundsätze, welche bei der Textanalyse berücksichtigt werden müssen? Lucius-Hoene und Deppermann (2004) heben folgende „Grundprinzipien“ hervor:

- a) *Datenzentriertheit*: Die Methode der Rekonstruktion narrativer Identität ist ein strikt empirischer und datennaher Ansatz, welcher sich stets auf Tonband und Transkript bezieht. Es wird also keine „objektive“ Biografie zu rekonstruieren versucht, sondern nur die im Gespräch her- und dargestellte narrative Identität.
- b) *Rekonstruktionshaltung*: Bei der Interpretation ist die höchste Sorgfalt zu gewährleisten. Der Analytiker darf sich nicht mit der erst besten Interpretation einer Textstelle zufrieden geben, sondern soll alles selbstverständlich Erscheinende hinterfragen (das scheinbar Evidente „verfremden“) und aus einer „suspensiven Haltung“ heraus eine Vielzahl von Interpretationen zulassen.
- c) *Sinnhaftigkeitsunterstellung*: Keine auch noch so nebensächliche Äusserung des Erzählers darf a priori als bedeutungslos betrachtet werden. Im Gegenteil: Es ist davon auszugehen, dass jede Äusserung des Erzählers *sinnhaft motiviert* ist und deshalb für die Rekonstruktion narrativer Identität von Bedeutung sein könnte.
- d) *Mehrebenenbetrachtung*: Es ist immer möglich, dass eine bestimmte Textstelle mehr als einer der Dimensionen narrativer Identität (temporal, sozial, selbstreferentiell) zugeordnet werden kann.
- e) *Sequenzanalyse und Kontextualität*: Narrationen haben einen Ablauf und geschehen als zeitlicher Prozess. Deshalb muss bei der Analyse des Transkripts dieser Prozessualität Rechnung getragen werden. Jede Äusserung geschieht an einer bestimmten Stelle des Interviews und ist deshalb vom jeweiligen Kontext, der wiederum durch vorangegangene Äusserungen geprägt ist, abhängig. Aus diesem Grund darf bei der Analyse niemals auf spätere Textstellen vorgegriffen werden.

Rückgriffe auf vergangene Textstellen sind aber zulässig, zuweilen sogar notwendig.

- f) *Zirkularität und Kohärenz*: Das Verständnis einzelner Textstellen ist vom Verständnis der gesamten Fallstruktur abhängig und anders herum. Interpretation ist also ein Prozess spiralförmiger Präzisierung. Erst durch dieses „Hin und Her“ zwischen einzelnen Textstellen und der gesamten Fallstruktur kann die Gesamterzählung zu einem kohärenten Ganzen rekonstruiert werden.
- g) *Explikativität und Argumentativität*: Die Analysen müssen möglichst explizit und präzise formuliert werden. Zudem soll der Analytiker bei jeder Textpassage erklären, wieso gerade so und nicht anders interpretiert werden musste.

Auswertungsschritte in der Praxis⁴

Ist einmal eine Befragung abgeschlossen und akustisch aufgenommen, so wird als erstes das aufgenommene Gespräch nach dem Transkriptionsverfahren GATT originaltreu und minutiös transkribiert. Sobald der Interviewtext steht, beginnt man mit dessen Auswertung, wobei bei unklaren Stellen die Tonbandaufnahmen zur Hilfe genommen werden.

Die Analyse der transkribierten Interviews besteht aus drei Hauptschritten: a) makroskopische Strukturanalyse, b) mikroskopische Feinanalyse und c) Rekonstruktion der Fallstruktur.

- a) Bei der makroskopischen Strukturanalyse geht es darum herauszufinden, wie der Erzähler seine Erzählung chronologisch und thematisch gliedert. Zudem gilt es zu analysieren, welche Textsorten (ob *erzählen*, *beschreiben* oder *argumentieren*) er im Interview verwendet und in welcher Art und Weise er die Zeitperspektive (zwischen Gegenwart und Vergangenheit) wechselt.
- b) Bei der mikroskopischen Feinanalyse werden ausgewählte Textstellen, die für die Fragestellung als besonders relevant erscheinen, erstens auf allgemeine Heuristiken hin („Fragen an die Daten“) und zweitens bezüglich der Positionierungen, die vom Erzähler vorgenommen werden, analysiert. Der Vorgang ist trotz Selektivität streng sequentiell (Zeile für Zeile, fortschreitend).

Mit allgemeinen Heuristiken sind folgende Fragen an die Daten gemeint:

- *Was* wird dargestellt?
- *Wie* wird dargestellt?
- *Wozu* wird *das jetzt so* dargestellt?

Die *Wozu*-Fragen werden durch folgende Verfahren bearbeitet:

- *Variationsanalyse*: Für jede Äusserung gibt es alternative Formulierungsmöglichkeiten. Daher ist von Interesse zu erfahren, wieso der Erzähler sich

⁴ Für ein kurzes Beispiel, wie das Analyseverfahren nach der Methode der Rekonstruktion narrativer Identität in der Praxis aussieht, siehe den Beitrag von Nathalie Pasche in dieser Nummer.

gerade so und nicht anders äussert: „Nach welchem Prinzip wählt er gerade diese Alternative aus dem Spielraum der thematischen und der Formulierungsmöglichkeiten, die in diesem Moment und an dieser Stelle zur Verfügung gestanden hätten?“ (Lucius-Hoene und Deppermann 2004: 184).

- *Kontextanalyse*: Zum Verständnis jeder Textpassage soll sowohl der äussere Kontext (Rahmenbedingungen) als auch innertextuelle Kontext (die vorangegangenen Äusserungen des Erzählers) berücksichtigt werden.
- *Analyse der Folgeerwartungen*: Ausgehend von der Annahme, dass jede Äusserung Voraussetzungen für anschliessendes Handeln kreiert, wird geprüft, welche Reaktionen und Anschlüsse eine Äusserung eröffnet oder begünstigt und welche sie erschwert oder ausschliesst. Die zu erwarteten Reaktionen werden dann mit den tatsächlich erfolgten Äusserungen/Handlungen abgeglichen.
- *Analyse der interaktiven Konsequenzen*: Hier geht es darum herauszufinden, wie die Interviewpartner ihre Äusserungen gegenseitig beeinflussen.

Als nächster Schritt konzentriert sich die Feinanalyse auf den Kernbereich der sozialen Dimension narrativer Identität, nämlich auf die weiter oben angesprochene *Positionierung*. Positionierung findet in drei Formen und auf drei Ebenen statt.

Was die Formen anbelangt, lässt sie sich allen voran in Selbst- und Fremdpositionierung differenzieren (wie positioniert der Erzähler sich selbst, wie seine Interaktionspartner). Weiter kann Positionierung danach differenziert werden, ob sie direkt und explizit oder indirekt und implizit vollzogen wird. Aber auch der Inhalt der Positionierung kann von persönlichen Attributen über soziale Rollen bis zu moralischer Positionierung reichen.

Bezüglich der Ebene kann Positionierung zum einen durch die Akteure der erzählten Geschichte (erzähltes Ich und seine Interaktionspartner in der erzählten Geschichte) erfolgen, zum anderen dadurch, dass das erzählende Ich den Akteuren der Geschichte (dem erzählten Ich und seinen Interaktionspartnern) Positionen zuweist. Schliesslich kann sich die Positionierung auf die Interaktanten in der Interviewsituation (das erzählende Ich und den Interviewer) beziehen.

Da narrative Identität *per definitionem* eine sprachliche Leistung darstellt, kommt eine mikroskopische Analyse ohne eine Bearbeitung linguistischer Phänomene nicht aus. Zu diesem Zweck haben die AutorInnen in der Analyse der Heuristiken sehr detaillierte sprachlich-kommunikative Verfahren integriert.

- c) *Rekonstruktion der Fallstruktur*: Den Analysen auf Makro- und Mikroebene folgt deren Synthese, denn es gilt nun, die vielen Fragmente, die aus den Analysen entstanden sind, wie Puzzlesteine zu einer *Fallstruktur* zusammenzufügen. Zu diesem Zweck werden zunächst einmal sämtliche analysierten Aspekte gesichtet und aggregiert. Sodann müssen die Befunde selektiert, hierarchisiert und gewichtet werden. Als nächster Schritt gilt es, die Befunde zueinander in Beziehung zu setzen,

„so dass sie einander stützen, widersprechen, erläutern oder konturieren können“ (Lucius-Hoene und Deppermann 2004:273). Danach soll man versuchen, die prozessualen Abhängigkeiten und Veränderungen herauszufinden. Zu allerletzt werden die gewonnenen Erkenntnisse auf einer abstrakteren theoretisch-konzeptionellen Ebene koordiniert und zusammengefasst.

Würdigung

Rekonstruktion narrativer Identität ist theoretisch fundiert und hat sich in der Anwendung bewährt. Insbesondere verleiht deren Anlehnung an eine langjährige, auf Alfred Schütz zurückgehende Tradition des narrativen Interviews eine besondere Tiefe. Wie die AutorInnen selber einräumen, bleiben darin jedoch – vielleicht gerade wegen ihrem Fokus auf Sprachlichkeit – die körperlichen Ausdrucksformen der Identität unberücksichtigt (Lucius-Hoene und Deppermann 2004:51). Des Weiteren wird meines Erachtens der von Bourdieu (1983) thematisierte Identitätsausdruck durch Lebensstil vernachlässigt.

Literatur

- Baumgärtel, Bettina (2000). *Das perspektivierte Ich: Ich-Identität und interpersonelle und interkulturelle Wahrnehmung in ausgewählten Romanen der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Bourdieu, Pierre (1983). *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hardy, Barbara (1968). Towards a poetics of fiction: An approach through narrative. *Novel*, 2, 5-14.
- Keupp, Heiner und Renate Höfer (Hrsg.) (1997). *Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kraus, Wolfgang (1999). *Identität als Narration: Die narrative Konstruktion von Identitätsprojekten*. Internetseite: <http://web.fu-berlin.de/postmoderne-psych/berichte3/kraus.htm>, Zugriff am 24.08.2013.
- Lucius-Hoene, Gabriele und Arnulf Deppermann (2004). *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Ricoeur, Paul (1983-85). *Temps et récit. Tomes I-III*. Paris: Le Seuil.
- Ricoeur, Paul (1990). *Soi-même comme un autre*. Paris: Editions Du Seuil.
- Streib, Heinz (1994). Erzählte Zeit als Ermöglichung von Identität: Paul Ricoeurs Begriff der narrativen Identität und seine Implikationen für die religionspädagogi-

- sche Rede von Identität und Bildung. In: Georgi, Dieter und Hans-Günter Heimbrock (Hg.) (1994). *Religion und Gestaltung der Zeit* (181-198). Kampen: Kok.
- Venema, Henry Isaac (2000). *Identifying Selfhood: Imagination, Narrative, and Hermeneutics in the Thought of Paul Ricoeur*. Albany: State University of New York Press.
- Widdershoven, G. A. M. (1993). The story of life: Hermeneutic perspectives on the relationship between narrative and life history. In: Josselson, R. und A. Lieblich (Hg.). *The narrative study of lives* (Bd. 1, 1-20). Newbury Park: Sage.

„Cervelat versus Kofta“ – Rekonstruktion narrativer Identität anhand einer Weltkonstruktion

Nathalie PASCHE*

Der vorliegende Artikel bezieht sich auf eine qualitative Forschungsarbeit zum Thema Identitätskonstruktionen von Musliminnen zweiter Generation, die als Masterarbeit¹ am Lehrstuhl für Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit eingereicht wurde. Ziel des Artikels ist es, anhand eines Anwendungsbeispiels aufzuzeigen, wie fruchtbar die Rekonstruktion narrativer Identität (Lucius-Hoene und Deppermann 2002) in methodischer Hinsicht sein kann. Aus platzökonomischen Gründen können hier nicht alle Aspekte abgedeckt und somit kein vollständiges Analysebeispiel vorgestellt werden. Vielmehr geht es darum, einen Aspekt der Interpretationspraxis herauszugreifen. Die theoretischen und methodischen Grundlagen der Rekonstruktion narrativer Identität wurden bereits in diesem Newsletter von Amir Sheikhzadegan aufgeführt und werden deshalb hier vorausgesetzt.

Kontext der qualitativen Studie

Das folgende Interviewsegment, welches als Interpretationsbeispiel dient, ist ein Ausschnitt aus einem narrativ geführten Interview (siehe Schütze 1983; Rosenthal 2011), das im Rahmen der oben genannten Masterarbeit stattfand. Die Interviewperson, mit dem Pseudonym Ayat versehen, wurde nebst drei anderen, auf ihre Identitätskonstruktionen hin analysiert. Die Auswahlkriterien für die Stichprobe waren folgende: Die Interviewpersonen mussten praktizierende und kopftuchtragende Musliminnen zweiter Generation und volljährig sein. Im Zentrum des Interesses steht das dialogische Zusammenspiel zwischen Individuum und Gesellschaft in der Identitätsarbeit. Vor dem Hintergrund aktueller Entwicklungen in europäischen Gesellschaften hinsichtlich des Islamdiskurses ist dieses Zusammenspiel von besonderem Interesse. Verschiedene Studien (siehe für die Schweiz Stolz 2005; Ettinger und Imhof 2011; Danaci 2012) belegen die Tendenz der Gesellschaft, insbesondere der Politik und der Medien, eine muslimische Minderheit zu konstruieren, deren kulturell-religiöser Hintergrund sich nicht mit „westlichen Werten“ vereinbaren lässt. Als Symbol für die unüberbrückbaren Differenzen wird oft das Kopftuch genannt, das mitunter auch

* Nathalie Pasche, MA, studierte „Soziale Probleme und Sozialpolitik“ am Studienbereich Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Freiburg (CH). E-Mail: nathalie.pasche@unifr.ch

¹ Pasche, Nathalie (2013): „Wenn ich mit dem Kopftuch komme, dann sehen sie das ganze Paket auf einmal...“ – Eine qualitative Studie über Identitätskonstruktionen von Musliminnen zweiter Generation in der Schweiz. Masterarbeit. Studienbereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit, Universität Fribourg, Fribourg.

zum Zeichen der Unterdrückung muslimischer Frauen avanciert ist. Damit verbunden dominiert die Vorstellung von kopftuchtragenden Musliminnen, die über keinerlei Autonomie verfügen und Opfer ihrer Religion und Ehemänner sind. Vor diesem Hintergrund war folgende Frage für die Forschungsarbeit massgebend: Wie konstruieren Musliminnen mit einem Kopftuch in einer solchen Extrembedingung, d.h. im Kontext einer starken Stigmatisierung als unterdrückte und entsubjektivierte Frau, ihre Identität? Im Laufe der konzeptionellen Phase der Forschungsarbeit stellten sich folgende methodische Herausforderungen: Wie können Identitätskonstruktionen animiert und analysiert werden? Die Methode der Rekonstruktion narrativer Identitäten liefert hierbei zu beiden Fragestellungen einen zusammenhängenden Lösungsansatz: Erstens werden Identitätsprozesse in Interaktionssituationen initiiert. Demnach wird die Sprache zum Medium für Identitätskonstruktionen. Damit verbunden liefern Lucius-Hoene und Deppermann (2002) zweitens ein komplexes und umfassendes Instrumentarium, um die sprachliche Konstruktion von Identität zu analysieren. Diese zwei Aspekte werden nun kurz ausgeführt, bevor auf das konkrete Interpretationsbeispiel eingegangen wird.

Identität , Sprache und soziale Identitätsdimensionen

Ein Dialog zwischen mindestens zwei Interaktionspartner und -partnerinnen beinhaltet aus symbolisch-interaktionistischer Perspektive (siehe Mead 1973; Krappmann 1969) immer – implizit oder explizit – Identitätskonstruktionen. Damit eine sprachliche Kommunikation überhaupt stattfinden kann bzw. Menschen aufeinander reagieren können, müssen sich Interaktionspartner und -partnerinnen in ihr Gegenüber versetzen und sich selbst aus den Augen anderer betrachten. Damit wird ein Reflexionsprozess in Gang gesetzt, der Identität erst ermöglicht bzw. Identitätskonstruktionen initiiert. Kommunikation bedeutet also anders gesagt, immer sich selbst aus den Augen anderer zu betrachten, ein Bild von sich selbst dem Gegenüber zu vermitteln und zu testen, wie dieses Bild ankommt und es allenfalls auch zu korrigieren. Genau diese symbolisch-interaktionistischen Aspekte greifen Lucius-Hoene und Deppermann (2002) in ihrer interpretativen Methode der Rekonstruktion narrativer Identität auf, indem sie die Sprache als wichtiges Medium der Identitätsarbeit betrachten. Anders gesagt sind sprachlich-kommunikative Leistungen konstitutiv für Identitäten, wodurch Identität zu einem rekonstruierbaren empirischen Konstrukt wird. Damit legen der Autor und die Autorin den theoretischen Grundstein für ihre methodischen Instrumente zur Analyse der sprachlich-kommunikativen Leistungen. Sie stellen ein Instrumentarium zur Verfügung, um semantische wie rhetorische Elemente zu erkennen, die für Identitätskonstruktionen relevant sein können. Dabei gilt das Interpretationsprinzip der Mehrebenenbetrachtung: Jede zu analysierende Sequenz beinhaltet verschiedene Sinnebenen, nämlich diejenige der Sachverhaltsdarstellung (tem-

porale Identitätsdimension), der Beziehungsdarstellung (soziale Identitätsdimension) und der Selbstdarstellung (selbstbezügliche Dimension) (Lucius-Hoene und Deppermann 2002:100; vgl. den Beitrag von Sheikhzadegan in dieser Nummer). Da in meiner Forschungsfrage der soziale Aspekt, d.h. die Ausrichtung am dialogischen Identitätsprozess zwischen Individuum und Gesellschaft, im Vordergrund stand, war die soziale Identitätsdimension besonders ergiebig. Die soziale Dimension baut nämlich auf die bereits erwähnte Ausrichtung der Identität auf die soziale Umwelt auf. Ziel ist es, mittels sprachlicher und rhetorischer Elementen zu analysieren, was für eine soziale und materielle Welt ein Individuum konstruiert (Weltkonstruktionen) und wie es sich selbst und andere Akteure und Akteurinnen darin positioniert (Selbst- und Fremdpositionierung). Weltkonstruktionen bzw. das Setting einer Lebensgeschichte beinhalten Beschreibungen zu Orten, Milieus, Lebensumständen, Menschen und Objekten und sind identitätsrelevant, d.h. sie geben wichtige Hinweise zum Selbstverständnis der erzählenden Person. Sie können die Funktion einer Hintergrund- bzw. Wirklichkeitsfolie für Identitätskonstruktionen erfüllen (Lucius-Hoene und Deppermann 2002:61-65). Aus der Art und Weise wie ein Individuum die Welt(en) und darin handelnden Personen beschreibt und deutet, lassen sich zudem auch implizite Selbstdarstellungen ablesen. Damit verbunden ist auch die Frage, welche Positionen die erzählende Person für sich und andere in den konstruierten Welten beansprucht (Selbst- und Fremdpositionierungen), im Sinne von: „Wer ich bin, ergibt sich aus dem sozialen Ort, den ich im Erzählen für mich beanspruche“ (Lucius-Hoene und Deppermann 2002:62). Anhand eines ausgewählten Interviewausschnittes wird nun aufgezeigt, wie solche Weltkonstruktionen, Selbst- und Fremdpositionierungen sprachlich signalisiert werden und was sie zur Rekonstruktion von Identitäten beitragen können. Die Analyse ist hier stark vereinfacht, so werden keine weiteren Analyseebenen berücksichtigt, sondern direkt zur Feinanalyse übergegangen.

Interpretationsbeispiel

Für den vorliegenden Artikel wurde ein kurzes Segment aus dem Interview mit Ayat gewählt. Zum Zeitpunkt des Interviews war sie 44 Jahre alt und lebte mit ihrem Ehepartner und ihren drei Kindern in einer Stadt in der Deutschschweiz. Sie ist in einer französischsprachigen Stadt in der Schweiz geboren und aufgewachsen und verfügt über einen universitären Hochschulabschluss. Seit ihrem Umzug in die Deutschschweiz leistet sie Haus- und Familienarbeit und engagiert sich zudem stark in muslimischen Vereinen. Auf Anfrage der Interviewerin erzählte sie von einem einschneidenden Erlebnis in ihrer Kindheit während der Primarschule, in der sie sich nicht wohl fühlte:

„Also wenn wir mit der Klasse auf Pick-Nick gingen, dann alle Schüler bringen ein Cervelat oder eine Wurst mit, und wir hatten das nicht weil das alles ist nur mit Schweinefleisch oder auch sogar das Kalbswurst, haben wir nachher erfahren, war auch mit, also gemischt zusammen, es gibt, findet man gar nicht .. und war nicht wie heute, heute finde ich natürlich immer, jetzt bei den Metzgereien, gibt es viele solche Würste, also mit Rindfleisch und so weiter .. oder Poulet, aber damals hatten wir das nicht, und dann ich durfte dann nur Kofta-Fleisch, also diese Hackfleisch, das was meine Mutter kochte und mit dem Brot den sie machte, und ich fand das so .. ich habe mich geschämt von das immer mitzunehmen wenn die anderen alle hatten eine Cervelat oder eine Wurst zu grillieren .. und dann ich war ein bisschen, ich habe mich geschämt, wobei die anderen sagten 'wow das sieht gut aus, darf ich probieren?' ((lachend) und dann) ich fand das komisch, aber dann habe ich gegeben und ich dachte, 'ja ist gar nicht so schlimm', aber an diesen Tage hätte ich gerne eine Wurst gehabt ((lacht)) zum Grillieren“.

Auf dem ersten Blick erscheint dieser Interviewausschnitt eher eine kulinarische Abhandlung als Identitätskonstruktionen zu beinhalten. Die feinanalytische Betrachtung der sozialen Dimension narrativer Identität im Segment widerspricht diesem Eindruck. Aus der *Beschreibung* des Pick-Nicks, welche die Schülerinnen und Schüler und Ayat an Schulausflügen mitbrachten, lassen sich *Weltkonstruktionen* ablesen, welche *Fremd-* sowie *Selbstpositionierungen* beinhalten. Ayat konstruiert hier eine Welt, in der sie durch ihre Andersheit auffällt und Schamgefühle in ihr verursachen. Sprachlich signalisiert sie ihre Anderheit durch *Pronomen*: Mit „wir“ kann Ayat einerseits ihre Zugehörigkeit in der muslimischen Gemeinschaft auf ökonomische Weise signalisieren (z.B. „wir hatten das nicht“; „haben wir nachher erfahren“) und sich gleichzeitig gegenüber ihrer Klasse abgrenzen („alle Schüler“ „die anderen“). Das Schweinefleischverbot in muslimischen Gemeinschaften und das damals fehlende Angebot von Würsten ohne Schweinefleisch führen dazu, dass sie Kofta mit Brot als Pick-Nick mitbrachte. Dieses Pick-Nick kontrastiert Ayat mit den Cervelats und Würsten, was dem üblichen Pick-Nick ihrer Klasse entsprach. Die Kofta im Fladenbrot wird so zum Inbegriff der Andersheit, die Cervelat (Zeile 2; 9) – eine typische Schweizer Wurst – symbolisiert im Kontrast dazu eine homogene Schweizer Mehrheit. Mit der Verwendung von *Indefinitpronomen* „alle Schüler“ (Zeile 1), „die anderen alle“ (Zeile 9) kann sie das Bild einer grossen und ausnahmslosen Mehrheit und gleichzeitig auf der anderen Seite ihre Andersheit und damit verbundene Einsamkeit bestärken. Vor dem Hintergrund dieser Weltkonstruktion werden ihre damaligen Emotionen für Hörende nachvollziehbarer: Als einzige Schülerin in der Klasse, welche weder eine Wurst noch ein Cervelat zum Grillieren dabei hatte, war sie von Scham erfüllt (Zeile 8-10). Selbst die positiven Aufmerksamkeitsbekundungen ihrer Klasse („wow sieht gut aus, darf ich probieren?“) vermögen ihre Schamgefühle nicht

ganz zu kompensieren (Zeile 13-14), wodurch sie wiederum die Stärke und die Intensität dieser Gefühle hervorstreichen kann. Diese Schamgefühle teilt sie aus ihrer jetzigen Perspektive in der Erzählung, d.h. aus der Sicht ihres *erzählenden Ichs*, nicht mehr mit. Weil die Erzählung vor allem in *retrospektiv-beschreibender Perspektive* stattfindet und Ayat am Schluss des Segments mehrmals lacht (Zeile 11; 13), zeigt sie eine emotionale Distanz gegenüber diesem Mädchen der Vergangenheit und dass sie diese Schamgefühle überwunden hat.

Zusammenfassend lässt sich aus der Feinanalyse folgende Identitätskonstruktionen von Ayat rekonstruieren: Anhand der Beschreibung der Pick-Nicks konstruiert sie eine kulinarisch homogene Klasse, der sie gegenüber mit ihrer Kofta alleine steht und durch ihre Andersheit auffällt. Die darin vollzogene Selbstpositionierung als einsame Muslimin, der einzig „Anderen“ in der Klasse, ist ein sich wiederholendes Muster in Ayats Lebenserzählung zu ihrer Kindheit und Jugend. Sie konstruiert eine Welt, in der sie als Muslimin bzw. als Minderheitsangehörige durch ihre religiöse Praxis (Schweinefleischverbot, Fasten, Kopftuch, etc.) in einer ethnisch homogenen Schweizer Gesellschaft auffällt und sich dementsprechend alleine fühlt. Ihre Selbstbeschreibungen sind in diesem Kontext auf ihre Einsamkeit reduziert. Diese Wahrnehmung wird vor dem Hintergrund zu Ayats biografischen Daten und dem gesellschaftlichen Kontext nachvollziehbar: Sie ist in den 1970er Jahren aufgewachsen, zu einer Zeit, in welcher der Anteil der muslimischen Bevölkerung im Vergleich zu heute tief war (16 353 Personen). Mittlerweile ist der Anteil der muslimischen Bevölkerung in der Schweiz etwa auf das zwanzigfache angestiegen (Gianni 2005:20). Die muslimische Gemeinschaft in der Schweiz ist deshalb sichtbarer geworden: Es gibt mittlerweile eine grosse Anzahl an muslimischen Vereinen sowie Moscheen und – um auf das Fallbeispiel zurück zu kommen – auch Würste und Cervelats, die kein Schweinefleisch enthalten. Diese Veränderung fliesst auch in Ayats Welt und darin vollzogenen Selbstpositionierungen mit ein: Aus anderen Interviewausschnitten lässt sich entnehmen, dass sie selbst Vereine mitbegründet hat und mittlerweile stark vernetzt und engagiert ist. Aus Beschreibungen ihrer aktuellen Vereinstätigkeiten lässt sich eine soziale, altruistische Persönlichkeit ableiten, die im völligen Kontrast zum einsamen, jungen Mädchen von früher steht. Damit lässt sich auch die starke erzählerische Distanz gegenüber diesem Schulmädchen erklären. Zudem kann Ayat durch die Hervorhebung ihrer Andersheit und die dadurch verursachten Einsamkeitsgefühle als junges Mädchen die sozialen Aspekte ihrer jetzigen Persönlichkeit umso mehr betonen.

Fazit

Identitätskonstruktionen in Erzählungen sind weder selbsterklärend noch lassen sie sich an der Textoberfläche ohne weiteres ablesen. Vielmehr erfolgen sie meist subtil

und implizit, wie hier am Beispiel aufgezeigt werden konnte. So konnten aus einer Erzählung von einem Pick-Nick-Erlebnis in Ayats Kindheit bereits viele Aussagen zu ihrem Selbstverständnis gemacht werden. Beschreibungen zu sozialen Umwelten, darin handelnden Menschen und ihren Lebensgewohnheiten (z.B. Cervelat als Pick-Nick) dienen als wichtige Hintergrundfolien für Identitätskonstruktionen. Damit kann ein Individuum wie Ayat den Kontext, auf den die Person bezogen werden möchte, darlegen. Hier äussert sich die bereits mehrmals behandelte soziale Ausrichtung von Identitätskonstruktionen auf doppelte Weise: Erstens richten sich im narrativen Interview Erzählende an die Hörenden ihrer Lebensgeschichte. Ihre Erzählung und darin vollzogenen Identitätskonstruktionen zielen letztlich auch auf die Anerkennung gegenüber den Hörenden. Aus diesem Grund umschreiben Lucius-Hoene und Deppermann (2002) das narrative Interview als sozialen Akt (2002:61). Zweitens widerspiegelt sich in den Weltkonstruktionen der innere Dialog zwischen Individuum und Gesellschaft auf besonders ausgeprägte Weise. So hat die Gesellschaft, in der Ayat aufgewachsen ist, einen Einfluss auf ihr Selbstverständnis. Die fehlenden muslimischen Gemeinschaften in ihrer Kindheit und Jugend widerspiegeln sich in ihren Identitätskonstruktionen als einsame Muslimin.

Die Methode der Rekonstruktion narrativer Identität ist also bei Identitätsfragen aus folgenden Gründen ergiebig: Sie erfasst die Subtilität von Identitätskonstruktionen, d.h. ihre impliziten sowie sozialen Aspekte. Das scheinbar theoretische Gebilde „Identität“ wird so zu einem empirisch fassbaren Konstrukt, ohne seine Komplexität zu reduzieren.

Literatur

- Danaci, Deniz (2012). *Die Macht sozialer Identitäten. Einstellungen und Abstimmungsverhalten gegenüber Minderheiten in der Schweiz. Politik und Demokratie in kleineren Ländern Europas*. Baden-Baden: Nomos.
- Ettinger, Patrik und Kurt Imhof (2011). *Ethnisierung des Politischen und Problematisierung religiöser Differenz. Schlussbericht*. Nationale Forschungsprogramm NFP 58 „Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft“. Zugriff am 01.04.2013 auf http://www.nfp58.ch/d_projekte_religion.cfm?projekt=81.
- Gianni, Matteo (2010). *Muslimen in der Schweiz. Identitätsprofile, Erwartungen und Einstellungen. Eine Studie der Forschungsgruppe „Islam in der Schweiz“ (GRIS)* (2. Auflage). Bern: Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen (EKM).
- Krappmann, Lothar (1969). *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen*. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Lucius-Hoene, Gabriele und Arnulf Deppermann (2002). *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews* (2. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mead, George Herbert (1973). *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviourismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rosenthal, Gabriele (2011). *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung* (3., aktualisierte und ergänzte Auflage). Weinheim: Juventa Verlag.
- Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13(3), 283-293.
- Stolz, Jörg (2005). Explaining Islamophobia. A Test of four Theories Based on the Case of a Swiss City. *Swiss Journal of Sociology*, 32(3), 547-566.

La logique de la découverte en recherche qualitative

Vivianne CHÂTEL *

Le 4^{ème} Congrès du Réseau international francophone de la recherche qualitative s'est déroulé à l'Université de Fribourg les 19, 20 et 21 juin 2013. Organisé par la Chaire francophone du Domaine *Sociologie, politiques sociales et travail social*, il a fait suite à trois autres congrès¹, et a pris volontairement comme point d'appui la mise entre parenthèses de la question des résultats et de leur validité, pourtant usuellement centrale dans toute réflexion épistémologico-méthodologique, pour centrer la discussion sur la découverte en train de se faire et s'intéresser ainsi au processus qui, en donnant à voir la production des résultats, permet de valider ces derniers.

Réunissant des chercheur-e-s de la zone francophone (principalement Québec, France, Belgique et Suisse), il a mis au cœur des débats l'étonnement, la curiosité, l'étincelle qui déclenche le processus, avec comme aiguillon l'idée selon laquelle savoir c'est exister davantage et ignorer davantage, révélant de fait une certaine dissonance entre savoir disponible et réalité constatée, dissonance qui se fait énigme à résoudre, obstacle à lever, contradiction à résoudre, et qui invite le-a chercheur-e à partir en quête et à mener son enquête.

En préalable donc de l'activité scientifique est l'énigme, ce problème qui se dresse devant nous, nous empêchant de « com-prendre » le monde. Dès lors, même si la science a construit ses lettres de noblesse sur l'objectivité du chercheur, la reproductibilité des procédures et la falsifiabilité des résultats, bref si elle a assis sa légitimité institutionnelle et sa force explicative sur la logique de la preuve, elle ne peut occulter cet autre pan de son activité : l'esprit de curiosité et la logique de la découverte.

« Le commencement de toutes les sciences, c'est l'étonnement de ce que les choses sont ce qu'elles sont » disait Aristote dans sa *Métaphysique*, puis on passe au désir de pénétrer le secret, à la volonté de lever le mystère, donc on cherche à comprendre. Ce n'est qu'ensuite que l'on veut s'assurer de sa démarche et valider les connaissances produites. Si l'activité scientifique est une activité méthodique, systématisée, reproductible pour asseoir ses énoncés et faire effet de vérité, elle suppose immanquablement un premier élan pour partir en quête nourri d'un esprit critique interrogeant

* Vivianne Châtel est Maître d'enseignement et de recherche dans le Domaine Sociologie, politiques sociales et travail social de l'Université de Fribourg (CH). Courriel : viviane.chatel@unifr.ch

¹ Le Réseau international est relativement récent, mais manifeste une grande envie de faire partager ses pratiques et questionnements, d'entamer la discussion et ainsi de coopérer à l'élaboration d'une autre recherche. Il a organisé ses trois premiers colloques respectivement à Béziers (2006), sur le thème « Bilan et perspectives de la recherche qualitative en sciences humaines et sociales », à Lille (2009), sur le thème « Enjeux et stratégies de la recherche qualitative » et à Montpellier (2011), sur le thème « Du singulier à l'universel ».

l'évidence et le « cela va de soi », une procédure d'enquête, intellectuelle avant que d'être empirique, et une méthode d'investigation orientée par le savoir déjà constitué et mise en œuvre pour expliciter ce qui, sur le moment, apparaît incompréhensible, et qui demain redeviendra discuté. « L'essence de la réflexion, c'est de comprendre qu'on n'avait pas compris »² écrivait ainsi Gaston Bachelard, révélant de fait la quête infinie de la connaissance, du savoir, de la science.

La méthodologie, aussi sophistiquée soit-elle, la rigueur procédurale, aussi ferme soit-elle, ne sauraient se suffire à elles-mêmes dans l'activité scientifique. En se penchant sur la curiosité et sur ses voisines de palier, l'imagination réaliste et la « sérendipité », cette découverte par hasard, ce congrès cherchait à éclairer la créativité scientifique qui, il faut bien le dire, demeure, à côté de toutes les incitations institutionnelles et les programmes de subventionnement, le piment de notre travail académique et le sel de notre existence scientifique. Loin d'être l'antithèse de notre activité, ces registres viennent compléter l'exigence de rigueur, de contrôle et de fiabilité qui sied dans la démarche scientifique.

C'est ce point de vue que nous avons privilégié dans l'organisation de ce IVème Congrès : mettre l'accent sur la mise en vue de la science en train de se faire et sur la réflexivité de l'enquête qui s'apparente à un travail explicite et volontaire de l'expérience de connaissance sur elle-même. Comment découvre-t-on sans accumuler de données et comment produit-on et valide-t-on du sens à partir des observations, « chemin faisant » (Howard Becker) ? Par quels processus s'opère le travail d'induction analytique qui fait remonter de l'énigme à la proposition d'une solution plausible ? Quels sont les processus qui sont au cœur de l'activité de comblement d'un étonnement et de résolution d'une énigme ? Toute production d'hypothèse ne repose-t-elle pas d'abord sur une forme de connaissance indirecte, indiciaire et conjecturale ? En faisant un parallèle entre le paradigme indiciaire et l'activité du chasseur « accroupi dans la boue qui scrute les traces de la proie », Carlo Ginzburg souligne combien cette logique est une opération anthropologique fondamentale et non la spécificité de certaines pratiques, permettant, paradoxalement, de réinterroger le cœur de l'activité scientifique, sciences des expériences comprises.

Par ailleurs, ce IVème congrès, dans la lignée de ses prédécesseurs, s'est voulu délibérément pluri-disciplinaire, cherchant à favoriser un élargissement des débats et une ouverture de la réflexion par un croisement des ressources disciplinaires, des entrées épistémologiques et des approches méthodologiques. C'est ainsi qu'il a rassemblé aussi bien des chercheur-e-s en sociologie, anthropologie, psychologie que des chercheur-e-s en sciences de l'éducation, sciences infirmières, sciences médicales... et qu'il a réuni des représentant-e-s de diverses écoles : herméneutique sociale, théorie ancrée, approche compréhensive, analyse phénoménologique, induction analytique,

² Gaston Bachelard, *Le Nouvel esprit scientifique*, Paris, Presses universitaires de France, 1968, pp.177-8.

analyse structurale, analyse contextualisante, analyse inférentielle, analyse thématique...

Autant de disciplines et d'écoles qui se sont retrouvées autour de 7 axes de travail, ici seulement énumérés : 1 / Hasard, perspicacité et sérendipité ; 2 / L'écriture comme opération de production de sens sur les données ; 3 / Description, interprétation et découverte ; 4 / Imagination, fiction, hypothèse zéro et découverte ; 5 / Abduction et inférence ; 6 / interprétation et surinterprétation ; 7 / La pédagogie de la découverte.

Nous éviterons, dans cette présentation, la dimension hagiographique qui ne consisterait qu'à saluer l'excellence des conférences, la nature particulièrement studieuse des ateliers-débats, la dimension vivante et magistrale de la table ronde. Ce serait faire offense à tous les contributeurs et contributrices que de le rappeler. La réussite du congrès, unanimement saluée, a tenu sans doute aucun à la volonté d'hospitalité et de scientificité qui nous a animés dès les débuts mais aussi à la très grande professionnalité des intervenant-e-s dans toutes les dimensions de ce colloque. Remercions ici toutes les personnes (environ 150), des petites mains du colloque aux conférenciers et conférencières, en passant par les auditeurs et auditrices, communicants et communicantes, étudiants et étudiantes, qui ont participé, avec leur exigence, à faire de ce congrès une réussite tant dans l'organisation que dans le contenu.

Si la *sérendipité* suppose un esprit éduqué à la découverte inattendue, la réussite d'un congrès tient à l'obsession du détail dans l'organisation, au souci d'accueil et de convivialité, et bien entendu à la volonté de tous les acteurs et actrices d'en faire un moment de partage et de discussion aussi animé que respectueux. Rappelons cette idée de Karl Popper, la science ne progresse que par la capacité de critiquer les théories et conjectures et notamment les siennes propres. Cela signifie surtout l'humilité du chercheur, qui accepte de se remettre toujours et encore en question.

Le choix de l'organisation fut certes synonyme d'une certaine crainte, mais au final fut unanimement approuvé et éprouvé comme une réelle possibilité de communiquer, de partager, de soumettre au regard de ses pairs, de transmettre, d'interpeler, de questionner, toujours dans la considération de l'Autre. Le maître-mot : le débat, soit le cœur de la science. Point de succession de présentations plus ou moins habilement faites, point de crise sur l'absence de temps pour les dernières communications... Le choix a été volontairement autre. Les communications, écrites à l'avance et rassemblées par atelier et par session, ont été envoyées à deux animateur-trice-s qui ont lu et construit, à partir de ces textes, un argumentaire, visant à dépasser le seul cadre des communications proposées, pour amener sur l'Agora (de la session) le débat sur la thématique. Dans chaque séquence donc, les communicant-e-s étaient interpellé-e-s non sur leur communication propre mais sur des points transversaux et convié-e-s à apporter des éclairages, des précisions, à participer en quelque sorte au débat public, sans reprendre le texte écrit. Un beau défi à un triple niveau : les animateurs et animatrices des sessions qui ont joué le jeu avec leur propre interprétation des consignes, les

communicant-e-s qui ont accepté de ne pas simplement lire leur « papier », aussi pertinent soit-il, et les organisateur-trice-s qui ont pris le risque de construire un autre congrès. De deux à quatre séquences ont été ainsi organisées pour chaque axe de la problématique, permettant à chaque fois un enrichissement des thématiques proposées.

N'oublions pas aussi de noter le choix des deux premières conférences inscrites à la marge du Congrès puisque ouvertes à tout public. De la ZETAsphère à la NANOsphère, en quelque sorte, la première séance a cherché à nous montrer la logique de la découverte dans cet univers d'attrait des grands nombres qui caractérisent aujourd'hui et la science et la société contemporaine. Entre Alberto Cambrosio et Geoffroy de Lagasnerie, l'abîme des nombres et le poids de la marge... Quand l'un évoquait, en prenant le cas des sciences bio-médicales, les nouvelles formes de production de connaissances qui reposent sur les Big Data et la mise en réseau des informations, semblant signer l'arrêt de mort de la démarche hypothético-déductive, l'autre nous parlait, en prenant l'exemple des sciences sociales françaises, du jeu dans les marges institutionnelles et disciplinaires pour comprendre les logiques de la créativité scientifique, toujours portée, *in fine*, par des êtres singuliers. Et, ce débat, à peine effleuré dans les sciences, n'est pourtant pas anodin. Faut-il rappeler cette remarque, certes datée, selon laquelle « avant de tirer des boules dans une urne, il faut avoir convenu du choix des boules à y inclure et de la nomenclature de leurs couleurs »³, ce qui dans une terminologie plus contemporaine n'est qu'un rappel des conventions préalables à toute entreprise de quantification, conventions souvent oubliées, mais qui dans le cadre de la science, font (ou devraient faire ?) l'objet de récurrentes discussions et négociations. Point de quantification sans convention, donc sans modelage de la réalité, ce qui d'une certaine mesure rétablit l'équilibre entre les tenants du quantitativisme et les tenants du qualitatifisme. Alberto Cambrosio et Geoffroy de Lagasnerie ont fait apparaître devant nous deux belles images de la découverte en train de se faire, l'un en s'appuyant sur les supercalculateurs et les données en réseau, l'autre sur la plume et le papier. À ce début prometteur a répondu une fin tout aussi captivante avec une table ronde, centrée sur la place de (et la place faite à) la recherche qualitative en Suisse, avec des acteurs et actrices (suisses) de la recherche qualitative dans des champs disciplinaires variés (Marie Santiago pour la psychologie, Thomas Eberle pour la sociologie, Marie-Noëlle Schurmans pour les sciences de l'éducation et Bernard Burnand pour la médecine) afin de souligner à la fois la différence des dynamiques et la convergence des enjeux. Intercalés à ces deux moments, deux sessions de conférences plénières, l'une portant sur les voies de la découverte avec Marc-Henry Soulet, Danièle Bourcier et Pek van Anandel, et Johann Michel, l'autre sur les modalités

³ Alain Desrosières, *Pour une sociologie historique de la quantification. L'argument statistique 1*, Paris, Presses de l'École des Mines, 2008, p.10.

de la découverte avec Jean-Pierre Olivier de Sardan et Pierre Paillé. Rappelons encore que ce congrès a été suivi, le samedi 22 juin, par le Festival des Méthodes qualitatives et mixtes, organisé en collaboration avec le Centre de compétences suisse en sciences sociales (Fors), le Pôle de recherche national Lives et l'Académie suisse des sciences humaines et sociales (ASSH). Nombre des participant-e-s (communicant-e-s, auditeurs-trices, conférenciers-ières) du Congrès ont ainsi rejoint les ateliers du samedi, donnant à voir, s'il le fallait, la vitalité des méthodes qualitatives.

Il nous reste maintenant à finaliser ce congrès par la publication de ses actes. Aujourd'hui deux schémas se profilent : une publication en ligne des ateliers-débats et une publication papier des conférences principales. Nous reviendrons prochainement sur ce point sur le site de la chaire francophone (www.unifr.ch/travsoc/fr). Mais nous espérons que les défis de la recherche qualitative dans un univers toujours plus comptable sauront attirer de nombreux lecteurs et lectrices et de nombreux pratiquant-e-s tant il nous semble que l'opposition fréquemment faite entre quantitativisme et qualitativisme relève du malentendu et que le processus de production de la connaissance scientifique s'enrichirait fortement de l'idée de complémentarité des démarches, et non de leur opposition toujours plus prononcée.

Between Serendipity and Irony: Do “Deviations” Belong to the Logic of Discovery?

Dahlia NAMIAN* and Carolyne GRIMARD**

When a researcher chooses to do empirical research in the typically designated field of "social problems", he is frequently faced with difficulties inherent to the process of methodological and conceptual construction. Indeed, in this field, the seizure of reality often proceeds through trials and errors, within the ambivalent spaces "neither this, nor that", among which there is sometimes a loss of the accuracy of methodological and theoretical frameworks. However, if at a larger scale it is generally accepted that there are several examples of "deviations" between a philosophical system and its historical application, we could in the same way admit that at on a smaller scale, at the level of analysis of social problems, there are also many "deviations" between a logic or a rational design of research and its practical application. While they are often bypassed or thrown into the "dustbin of Science" under the pretext of being misleading anomalies of the production process of "real" data and certainties, these deviations can nevertheless be the vectors of important and unexpected discoveries, new theories, or even alternative forms of criticism. It is in this sense that we will address in this short article what we define as two "figures of methodological deviations": *serendipity* and *irony*. The first figure refers to a logic of unexpected discoveries, which sometimes tends to unsettle, shake, or provoke the researcher because it proceeds primarily by chance or error. The second figure, irony, is in itself a deliberate production of deviations between two realities or two perspectives, resulting in a particular form of criticism. Between serendipitous discoveries and the use of irony, the logic of discovery will be discussed in light of these offset figures. We will try to do so through examples from our own experiences of fieldwork. Firstly, the serendipity figure will be addressed through a field experience with homeless men in Montreal.¹ This research was aimed to better understand the "shelterization process" and its link to contemporary social norms. Secondly, the figure of irony will be addressed through an example

* Dahlia Namian, PhD, is Assistant Professor at the School of Social Work at the University of Ottawa. E-mail: dahlia.namian@uottawa.ca

** Carolyne Grimard, PhD, is *Assistante docteure* at the *Domaine Sociologie, politiques sociales et travail social* of the University of Fribourg (CH). E-mail: carolyne.grimard@unifr.ch

¹ Grimard, Carolyne. 2011. *Les refuges pour hommes itinérants à Montréal. Lieux de passage ou d'ancrage? Enquête sociologique sur une institution paradoxale*. Montreal : Université du Québec à Montréal. <http://www.archipel.uqam.ca/4247/>

from a field investigation (also) in Montreal that compared two situations: end of life and homelessness.²

If both these field investigations were different in many ways – in terms of research questions, as well as methodological approaches and theoretical frameworks – one can argue that they have in common significant features. Firstly, they relate in the same way to what can be called (in the sociological sense of the term) "limit-situations" of investigation: situations that affect, whether temporary or on a recurring basis, the limits of society – the extent and regular functioning of its institutions, its values and social norms – exposing its various dysfunctions, flaws, paradoxes and ambivalences. Secondly, when researchers "expose" themselves to these situations, they are most likely led to meet, through their investigation and analysis efforts, some palpable gaps between theoretical and empirical "grammar". Indeed, these limit-situations are often carrier of *avant-garde* processes, for which conventional methodological and categories used to understand and describe reality are often incongruous or inadequate. These gaps call for the formation of unstable and conflictual "discoveries", demanding researchers to constantly rebuild or even "reinvent" their objects. But once this instability recognized as being an ordinary – and not a deviant – process of discovery, one can then choose to explore "alternative" figures of production of knowledge, like serendipity and irony.

Although similar regarding this heuristic function, these two figures are somewhat different. As we will see, if serendipity is, firstly, a figure that "takes short" the subjectivity of the researcher by bringing him to question his or her objectivity and research strategies, irony remains a tactic or a strategy voluntarily (and objectively) put forward to cause discrepancies between "reality" and how it's addressed. Secondly, if serendipity is an "emotional" or affective notion that arises when one cannot explain a causal system of events or observations, irony often escapes the temptation of affect. Thirdly, in contrast to serendipity that is an error or an "accident" in the logic of discovery, resulting in new research objectives or directions, irony is deliberately misleading and constitutes a form of methodological fallacy that takes advantage of a "category error", hence operating new alignments in the classification system of reality. Finally, if serendipity tends retrospectively towards a form of self-criticism, by engaging the researcher in reflecting on its own biases or distortions, irony is in turn a form of criticism indirectly induced by the researcher, intended to let individuals better refute their own positions or discourses.

Serendipity: From sensitivity to sociological imagination

While conducting a field investigation in three homeless shelter in Montreal (during 2008-2009), it soon became clear that "approaching" disaffiliated, highly marginalized

² Namian, Dahlia. 2012. *Entre fin de vie et itinérance*, Montréal : Presses de l'Université du Québec.

and discredited populations such as homeless men, is emotionally upsetting or personally confronting. Methodologically, it is often said that an observer is related to what is observed or that the observer always brings a bit of himself on the field.³ Thus, at the time of our investigation, despite the diversity of profiles of homeless men that was observed, one was especially challenging: men who identified themselves or were identified primarily as "alcoholics". I soon came to realize that I was only seeing or interacting with "them" and to understand why this specific "profile" was so engaging: It reminded me of a significant family member that had experienced devastating periods of alcoholism, resulting in the loss of his job, income, certain family links, and exacerbating a mental health problem. Thus, among all the men that I met in shelters, many of them had stories and trajectories similar to this family member, with the exception that he had never been a user of homeless shelters, he did not fall, for that matter, in the so-called "homeless" category and he had escaped what I felt was a tragic destiny, the "fate of institutionalization" (becoming dependant of the services or goodwill of others in order to survive).

In any research, researchers use sets of images and representations to grasp their objects.⁴ For Howard Becker, social sciences tend to lack images and representations that actually render justice to the richness of social reality. Ways to update these images and representations usually derive from a classical or logical scheme of discoveries; that goes from a research question to the validation of hypotheses. But sometimes, "sociological imagination" can stem from other logics, like serendipity, in the sense that Robert K. Merton understood it: unexpected discoveries, made in an unanticipated way, that become an opportunity to develop or expand the scope of an existing theoretical model.⁵ When a researcher is faced with the unexpected, he can either chose to ignore it, sometimes by fear of the unknown, or view it as an opportunity to consider elements until then ignored (consciously or not). In my case, by experiencing a difficult field research, that confronted me both personally and emotionally, I made room for the unexpected. I was "affected, malleable, [and] amended by field experience" but choose "to understand [and] make it an object of science".⁶ Perceived at first as important biases, these unexpected emotions were theoretically put

³ Denzin, Norman K. & Lincoln, Yvonna S. (Eds). 2011. *The SAGE Handbook of Qualitative Researchm*. Thousand Oaks: SAGE; Reinharz, Shulamit. 1997. « Who Am I? The need for a variety of selves in the field », in Hertz Rosanna (Ed.), *Reflexivity and Voice*. Thousand Oaks: SAGE.

⁴ Becker, Howard. 1998. *Tricks of The Trade*. Chicago: The University of Chicago Press.

⁵ Merton, Robert K. 1949. *Social Theory and Social Structure*. New York: Free Press.; Merton, Robert K. & Barber, Elinor. 2006. *The Travels and Adventures of Serendipity*. Princeton: Princeton University Press. Other authors have reflected on the idea of serendipity today, including Bourcier, Danièle & van Anandel, Pek. 2011. *La sérendipité, le hasard heureux*. Paris: Hermann Éditeurs.; Dias de Figueiredo, A. & Campos, José. 2001. "The Serendipity Equations", *Proceedings of the Workshop Program at the Fourth International Conference on Case-Based Reasoning*, ICCBR.; Catellin, Sylvie. 2012. « Sérendipité et réflexivité », in *Alliage*, n° 70.

⁶ Our translation of Jeanne Favret-Saada. 1990. « Être affecté » in *Gradhiva*, n° 8, p. 9.

to work in order to become vehicles of knowledge. My sensitivity became serendipity, one would say. Rather than evading an internal conflict that grew in me, I instead chose to "capture" with intelligence these emotions that occurred initially in a haphazard way: to make use of this "serendipitous sensitivity".

These hazardous affects that emerged during my investigation have created indeed unsuspected difficulties and challenges, which forced me to use strategies that went along the lines of what some methodologists also call "practical wisdom":⁷ choosing to face the unexpected and transforming it into "knowledge", even though a good part of our institutions (like science), aim to prevent fortuity, and thus prevent the risks and upsets that come with it. It's the trigger of serendipity: when research becomes the scene of a *happenstance*, – enabling elements that occur unexpectedly (like emotions) into sociological imagination.⁸

From irony to criticism: producing incongruous discoveries

If serendipity underlies unexpected discoveries, irony on the other hand relates to the production of incongruous discoveries. It allows to problematize, less commonly, the relationship between research and its political content, encouraging reflection on what Howard Beckert⁹ called "the politics of presentation" which is "to avoid failures and analytical flaws in our acceptance of the constraints of conventional thinking". One of the first principles of irony is indeed to establish a distance, a gap, deliberately throwing some incongruity between rhetoric and reality, or between two perspectives. Howard Becker¹⁰ had described the research strategy and analysis of Erving Goffman in *Asylums*¹¹ as a form of "irony" because he had intentionally sought to produce a huge gap between the social reality from which he spoke and the way he spoke of it and presented it in his research. This irony occurred first in terms of rhetoric, when he used a tactic of neutral or cold description, somewhat devoid of feelings, to talk about objects and actions – incarceration institutions and mortification techniques – that inspire usual strong negative feelings, such as shame, hatred, embarrassment. Moreover, irony also presented itself in terms of his method, where he used a tactic of comparison, or rather of analogy, which amplified even more the gap between social reality and how it's presented, because he would deliberately put on the same continuum institutions in principle heterogeneous (such as psychiatric hospitals, camps,

⁷ Cassell, Catherine; Bishop, Victoria; Symon, Gillian; Johnson, Phil & Buehring, Anna. 2009. « Learning to be a Qualitative Management Researcher », in *Management Learning*, vol. 40, n° 5.

⁸ Roberts, Royston. 1989. *Serendipity: Accidental Discoveries in Science*. New York: Wiley Science Editions.

⁹ Becker, Howard. 2002. « La politique de la présentation : Goffman et les institutions totales », in Amourous, Charles & Alain Blanc (dir.), *Erving Goffman et les institutions totales*. Paris : Éditions L'Harmattan.

¹⁰ *Ibidem*.

¹¹ Goffman, Erving. 1968. *Asiles. Études sur la condition sociale des malades mentaux et autres reclus*. Paris : Éditions de Minuit.

convents, military barracks), classifying them as members of a same analytical "family". This methodological irony would then allow to grasp the symbols of the greatest democratic institutions, that is to say the highest according to the American ideals of equality, embodied in the common and public good, in order to associate them to smaller symbols, the less glorious or the most obscure ones, who form what Michel Foucault (and Karl Marx) identified as the cellar of formal and legal freedoms.¹²

In making this comparison, Erving Goffman was able to build, as we know, the concept of total institution, but it also allowed him to introduce some form of moral confusion at the heart of his method¹³ because he was able to denaturalize or desacralize the reality and the language to describe it, which constitutes somehow the *degré zéro* of criticism. Luc Boltanski¹⁴ insists moreover on the importance of irony in the work of criticism, which he defines as a process or a tactic to desacralize objects to which it applies, so that it takes place only when its matter has already been subject to prior work of sacralization. As he mentions it, this criticism that stems from irony does not normally support the moral indignation and suffering of the dominated, the invectives of targeted actors, or even more the disclosure of social pathologies. In addition, it escapes the temptation of violence. In fact, if irony is a process connected to criticism, especially with this kind of criticism that takes into account the reflexive and social "skills" of actors, it's because it can "address in the reality itself, the reconciliations that are already there and it's enough to isolate them from their usual context, the one in which we rub shoulders on a day to day basis without thinking, all that simply by taking and framing them, to reveal their ridiculous, funny, appalling, shameful meaning".¹⁵ Irony allows in other words to signify something without saying it directly, to let interlocutors (secular as much as scholars) the responsibility and freedom of interpretation, at the risk of the researcher to be himself criticized back.

In my own investigation,¹⁶ I used irony, which, beyond a certain attitude or posture that one should adopt, induced first and foremost choices and practical implications of research. One of those choices was to compare two situations that had not been directly compared: homelessness and end of life. However, this was not made without generating certain reactions, which some were negative. For instance, a colleague at the time, considered that I could "just not" compare these two situations, because in doing so, I was putting on the same level two incompatible experiences, especially by eluding the essentially "sacred experience" of death. This reaction was at that time a very valuable indicator of the desired effect of irony: being able to "desacralize reality" and thus shed some moral confusion in conventional thinking. In ad-

¹² Foucault, Michel. 1975. *Surveiller et punir*. Paris : Éditions Gallimard, p. 258.

¹³ Becker, Howard. 2002. *Op cit*.

¹⁴ Boltanski, Luc. 2008. *Rendre la réalité inacceptable*. Paris : Éditions Demopolis.

¹⁵ *Ibidem*, p. 89.

¹⁶ « Vie moindre » in french. Namian, Dahlia. *Op cit*.

dition, this tactic of irony, which led to an incongruous comparison, has allowed two things. On the one hand, it allowed to set aside momentarily the existing grammar in the field of analysis of social problems, which since the 1990s, has been largely invested by successive theories and concepts (mainly "social exclusion" and "vulnerability") that have now fully penetrated the current and political language, which transformed in turn the way we perceive, appoint and act upon a phenomenon such as homeless. On the other hand (though it remains to be proven), it permitted to put forward a certain idea, but without affirming it directly, leaving the ultimate responsibility of interpretation to others (actors and researchers). This idea echoed with what I heard in my fieldwork, but often unobtrusively or informally, because it evoked something that is still "untouchable" and "sacred": humanism and life itself. The idea is this: in the same way that being in an end of life situation implies accepting that there is no cure, and that in this acceptance underlies a transition to another form of care (from curative to palliative care), otherwise at the risk of falling into a form of aggressive (and undignified) treatment, can we choose to accept that some social problems do not present, at least in a teleological way, "resolutions"? If the idea of "aggressive treatment" is discussed in the medical field, could we also do so in the field of social policy and intervention? Moreover, on what criteria (cultural, moral, scientific, productivity, etc.) are the significant differences in perceptions and treatment of homelessness and end of life situations based? Are there forms of life that are more worthy or have more worth in them? For what reasons?

In conclusion

Serendipity and irony have proven to be fertile methods and tactics that allowed us, respectively, to find solutions to the difficulties inherent in the conceptual work that presents itself to anyone who chooses to do his research at the frontier or at the margins of social life, where the classical linear approach of the processes of investigation and research, as well as the ordinary categories of reality, are often put into default. These difficulties, far from being limited to being epistemological or methodological problems, also refer to a central political issue of research that manifests itself in the difficult encounter, or the fundamental mismatch, between conventional thinking (both theoretical and current) and a moving social reality, supporting *avant-garde*, conflicting and contradictory social dynamic. That's why finding solutions to such problems, whatever they are, couldn't be done without a "sociological imagination", that is to say the integration of research tools into an approach of creativity, especially through the production or recognition of offset figures. To find other perspectives and angles, to voluntarily move the conventionally accepted limits between certified disciplines and areas, to shift observation in space, between groups, over time, to challenge the apparent evidences, are means that, beyond a concern for aesthetics, origi-

nality and openness to interdisciplinarity, should be at the center of a process that aims to rethink the logic of discovery and ultimately to preserve the heart of the critical mission of research, at the risk of (being criticized or) criticizing ourselves as researchers.

Über Möglichkeiten und Grenzen der Armutsmessung

Maurizia MASIA*

Armut ist ein vielbeschriebenes Phänomen und stellt sowohl in wissenschaftlicher wie auch in politischer Hinsicht einen komplexen Tatbestand dar. Es kann dabei weder von einer allgemeingültigen Definition noch von einer verbindlichen Messung von Armut ausgegangen werden. Im Rahmen von Armutsanalysen besteht insofern das grundsätzliche Problem, wie innerhalb einer Bevölkerung Arme und Wohlhabende unterschieden werden können. Vor dem Hintergrund dieser Problematik wird im Folgenden der wissenschaftliche Umgang mit Armut genauer in den Blick genommen, um dabei die Möglichkeiten und Schwierigkeiten der Messung zu durchleuchten.

Armut als definitorisches Konzept

Beginnt man sich mit den Implikationen der Armutsmessung zu befassen, gilt es vorerst zu klären, was unter Armut zu verstehen ist. Hierzu bieten sich ganz unterschiedliche Zugangsweisen an: Bezieht man sich auf den alltäglichen Sprachgebrauch, wird generell dann von Armut gesprochen, wenn materieller Mangel vorliegt, als Synonym für Mittellosigkeit. Armut wird auch mit sozialen Randgruppen in Verbindung gebracht, die nicht ausreichend in einer Gesellschaft integriert sind. Neben dieser alltäglichen Begriffsverwendung rücken eine Reihe von Organisationen hervor, die ihre eigenen Armutsdefinitionen haben und orientierungsleitend für Wissenschaft und Politik sind. Das Schweizer Bundesamt für Statistik bezeichnet Armut als eine Unterversorgung in wichtigen Lebensbereichen (materiell, kulturell und sozial). Demzufolge wird im Falle von Armut der minimale Lebensstandard, der in einem Land als annehmbar empfunden wird, von den betroffenen Personen nicht erreicht. Es treten ebenfalls internationale Armutsdefinitionen wie beispielsweise diejenigen der *United Nations Development Program* (UNDP) und der Europäischen Union (EU) hervor: Während nach der UNDP Armut als das Fehlen bestimmter elementarer Fähigkeiten zur Wahrnehmung wichtiger Lebenschancen definiert wird, liegt nach der Definition der EU dann Armut vor, wenn Einzelpersonen, Familien und Personengruppen über geringe materielle, kulturelle und soziale Mittel verfügen. Dabei wird angenommen, dass Individuen, die unter dem durchschnittlichen Lebensstandard leben, auch von der gesellschaftlichen Teilhabe ausgeschlossen sind.

* Dr. des. Maurizia Masia ist Lektorin am Studienbereich Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Freiburg (CH). E-Mail: maurizia.masia@unifr.ch

Aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive gewinnen innerhalb der Armutsforschung drei verschiedene Armutskonzepte an Relevanz: die absolute, die relative und die subjektive Armut (vgl. u. a. Leu 1999). Der absolute Armutsbegriff gilt in der empirischen Sozialforschung als der älteste Zugang zur Erfassung von Armut. Dabei wird von einem absoluten Existenzminimum ausgegangen, das dann vorliegt, wenn eine Person gerade über die zur Lebenserhaltung absolut notwendigen Güter verfügt – darunter versteht man insbesondere Kleidung, Obdach und Nahrung. Es wird von einer wertneutralen und zeitunabhängigen begrifflichen Abgrenzung von Armut ausgegangen. Allerdings besteht über die Definition keine Einigkeit. Es bleibt insbesondere umstritten, ob die Bestimmung des physischen Existenzminimums losgelöst von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen betrachtet werden kann. Der soziostrukturelle Armutsbegriff nimmt eine komplementäre Position ein, da neben dem physischen Existenzminimum auch die Menschenwürde eingeschlossen wird. Damit umfasst diese erweiterte Definition die gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten von Personen in einem sozialen Kontext.

Der relative Armutsbegriff geht über die individuellen Bedürfnisse hinaus, indem Armut im Verhältnis zur Wohlstandsverteilung der gesamten Bevölkerung gesetzt wird. Ausgangspunkt dieser Definition ist das Wohlstandsniveau der jeweiligen Gesellschaft, woraus Mindeststandards definiert werden, welche die Identifizierung der Armutsbetroffenen in einem Kollektiv ermöglichen. Armut stellt in diesem Zusammenhang einen relativen Wert dar und wird nur im Vergleich zum nationalen Lebensstandard bestimmbar. Unter relativen Gesichtspunkten ist gleichwohl zu bedenken, dass ein Anteil der unter der Armutsgrenze liegenden Personen oder Haushalte innerhalb eines Landes unabhängig von der Verbesserung des Wohlstandsniveaus fortwährend bestehen bleibt. In diesem Sinne lässt sich Armut nicht gleich mit einer Unterversorgung von notwendigen Gütern oder Möglichkeiten in Verbindung bringen und ist daher eher als eine extreme Ausprägung der sozialen Ungleichheit zu verstehen.

In Abgrenzung zu den bisher erläuterten Armutskonzepten wird bei der subjektiven Armut davon ausgegangen, dass diese durch festgelegte Ausstattungs- und Versorgungsminima nicht adäquat erfasst werden kann. VertreterInnen dieses Ansatzes halten daran fest, dass Armut eine subjektive Einschätzung ist, die auf das Erleben der eigenen materiellen Situation beruht. Demnach können beispielsweise in einer Gesellschaft Personen leben, die objektiv betrachtet die Armutsgrenze unterschreiten, sich aber subjektiv nicht arm fühlen. Eine Diskrepanz zwischen objektiver und subjektiver Einschätzung kann nur über die unterschiedliche Wahrnehmung von Armut erfasst werden. Das Konzept der subjektiven Armut kann durch den Ansatz der multiplen Deprivation erweitert werden, wobei der Deprivationszustand über den in einer Gesellschaft akzeptierten Lebensstandard festgelegt wird. Armut relevant ist dabei das erzwungene Fehlen von Ausstattungsgütern oder von Möglichkeiten der sozialen

Teilhabe, wie z. B. materielle Güter, soziale Kontakte, Freizeitaktivitäten oder angemessene Wohnbedingungen. Armut als Deprivation ist sodann als eine materielle Entbehrung zu verstehen. Kritisiert wird am subjektiven Armutskonzept die Gefahr, dass nur diejenigen als arm identifiziert werden können, die sich selbst als solche einstufen. Gerade bei denjenigen älteren Personen, die ein sehr bescheidenes Leben führen, stellt sich unter anderem die Frage, inwiefern die an die eigene Lebenssituation angepassten Erwartungen relevant sind. Armut lässt sich hiermit nicht allein durch die festgestellten Deprivationen im Leben festlegen, sondern erfordert ebenso die subjektive Einschätzung der Notwendigkeit der eingestuften Güter oder Aktivitäten in Bezug auf die eigene Existenzsicherung.

Folgt man den bisher überblicksartig dargestellten Überlegungen zu den unterschiedlichen Armutskonzepten, wird bereits deutlich, wie vielfältig und kontextabhängig Armut definiert werden kann und wie schwierig ein wertefreier Umgang mit dem Armutskonzept ist. Das Armutverständnis variiert nicht nur von Individuum zu Individuum, sondern es verändert sich sowohl nach gesellschaftlichen Organisationen oder Kontexten als auch über die Zeit hinweg. Überdies unterscheidet sich das Armutverständnis auch nach dem Entwicklungsstand einer Volkswirtschaft. Nicht zuletzt wird der Armutsbegriff auch innerhalb der Wissenschaft nicht eindeutig verwendet. Hinter den verschiedenen Armutdefinitionen können unter anderem verschiedene Programme und politische Interessen von Organisationen und nationalen Regierungen reflektiert werden (Maxwell 1999). Auch wenn keine einheitliche Definition von Armut besteht, kann innerhalb der sozialwissenschaftlichen Forschung gezeigt werden, dass sich die Ansätze zur absoluten, relativen und subjektiven Armut durchgesetzt haben und in irgendeiner Form das Phänomen der Armut berühren. Das heisst ebenso, dass keiner dieser Ansätze für sich allein in Anspruch nehmen kann, Armut abschliessend definieren und messen zu können. Gerade im Hintergrund dieses vielfältigen Armutverständnisses sowohl in der Politik wie auch in der Wissenschaft stellt sich nachfolgend die Frage, wie die Armutbetroffenen in einem sozialen Kontext in empirischer Hinsicht identifiziert werden können.

Armut als Messkonzept

Wendet man sich der Armutsmessung zu, wird man generell mit dem Problem konfrontiert, nach welchen Kriterien innerhalb einer Population die „Armen“ von den „Nicht-Armen“ unterschieden werden können. Wird beispielsweise die Messung auf den absoluten oder relativen Armutsbegriff ausgerichtet, geht es um die Bestimmung einer Armutsgrenze im Sinne eines spezifischen Einkommensniveaus oder eines Mindeststandards bezüglich einer Unterversorgung in den verschiedenen Lebenslagen. Nimmt man die Schweizer Population als charakteristisches Beispiel, stellen die Richtlinien der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (SKOS) eine verbreitete

Grenzziehung, die als Richtschnur für die Ausrichtung der öffentlichen Sozialhilfe in Kantonen und Gemeinden angewendet und daher auch als politische Armutsgrenze aufgefasst wird (SKOS 2005). Im Jahr 2013 lagen beispielsweise die Grenzen bei Fr. 986.– für einen Einpersonenhaushalt, bei Fr. 1509.– für eine Einelternfamilie mit einem Kind oder bei Fr. 2110.– für einen Haushalt von zwei Erwachsenen mit zwei Kindern (SKOS 2013).

Während sich die SKOS-Richtlinien primär auf ein absolutes Armutskonzept beziehen, wird die relative Armutsgrenze über das Äquivalenzeinkommen berechnet. Das Äquivalenzeinkommen als bedarfsgewichtetes Pro-Kopf-Einkommen in einem Haushalt entspricht dem Einkommen eines Einpersonenhaushalts. Es errechnet sich durch die Gewichtung des verfügbaren Einkommens eines Haushalts durch eine bestimmte Äquivalenzgrösse. Durch die Festlegung eines „äquivalenten“ Einkommens wird es erst möglich, Haushalte unterschiedlicher Grösse und Zusammensetzung zu vergleichen. Die OECD-Skala gilt als gängige internationale Äquivalenzskala zur Gewichtung des Haushaltseinkommens. Unterschieden wird nach einer alten und einer neuen modifizierten Skala.¹ Die Haushaltsmitglieder erhalten je ein Gewicht (vgl. Tabelle 1); die Äquivalenzgewichtung entspricht der Summe der Personengewichte im Haushalt. Durch die unterschiedliche Gewichtung der Haushaltsmitglieder je nach Anzahl und Alter wird der Tatsache Rechnung getragen, dass durch eine gemeinsame Haushaltsführung Kosten eingespart werden („economies of scale“). Demselben Prinzip folgt die SKOS-Skala, die in der Schweiz zur Ermittlung der materiellen Grundversicherung angewendet werden kann, wobei nicht nach Alter der Haushaltsmitglieder unterschieden wird. Die folgende Tabelle zeigt die Gewichtungsmasse für die drei verschiedenen Äquivalenzskalen.

Tabelle 1: Gewichtungen der Haushaltsmitglieder für die Berechnung des Äquivalenzeinkommens nach verschiedenen Skalen

Alte OECD-Skala	Modifizierte OECD-Skala	SKOS-Skala
▪ Erste erwachsene Person = 1	▪ Erste erwachsene Person = 1	▪ Erste erwachsene Person = 1
▪ Jede weitere Person ab 14 Jahren = 0.7	▪ Jede weitere Person ab 14 Jahren = 0.5	▪ Zweite Person = 0.53
▪ Jede weitere Person unter 14 Jahren = 0.5	▪ Jede weitere Person unter 14 Jahren = 0.3	▪ Dritte Person = 0.33
		▪ Jede weitere Person = 0.28

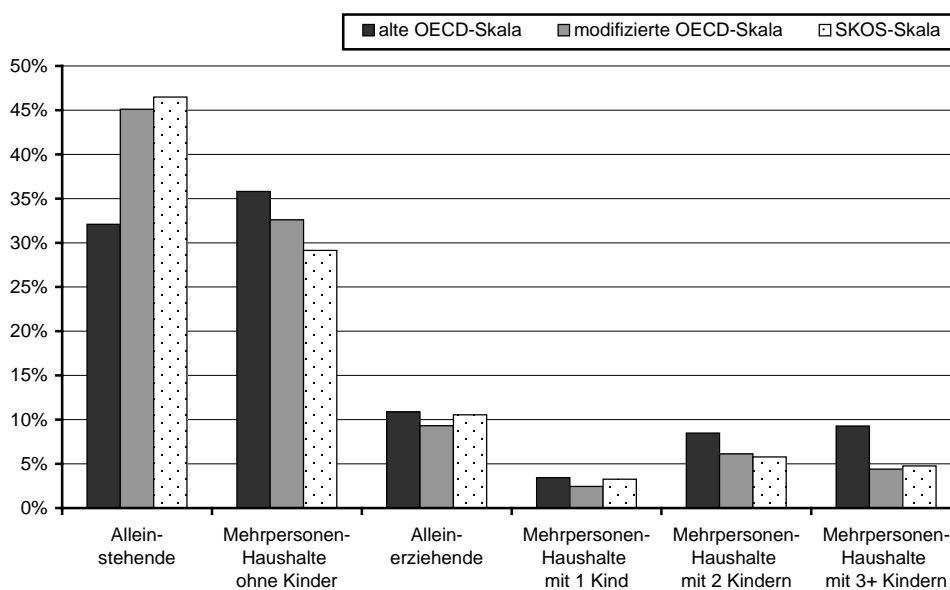
Hiermit stehen unterschiedliche Äquivalenzgewichte für die Berechnung des Äquivalenzeinkommens zur Verfügung. Darauf basierend wird im Allgemeinen die relative Armutsgrenze durch den Medianwert des Äquivalenzeinkommens eines Landes be-

¹ Die sogenannte „EU-Skala“ entspricht der modifizierten OECD-Skala

stimmt: Liegt das Äquivalenzeinkommen eines Haushalts unterhalb eines Einkommens von 60% oder 50% des Medianwertes, wird innerhalb der EU bzw. der OECD-Länder von *Armutsgefährdung* gesprochen. Beträgt das Äquivalenzeinkommen weniger als 40% des Medianeinkommens, ist von einer *verfestigten Armut* auszugehen.

Konzentriert man sich auf die Erfassung der relativen Armut, erscheint es naheliegend sich zu fragen, wie sich die Verwendung unterschiedlicher Äquivalenzskalen auf die Bestimmung der Armutsquote oder der -grenzen auswirken kann. Um die Bedeutung unterschiedlicher Äquivalenzgewichte empirisch anzugehen, wird auf der Grundlage des Schweizer Haushalt-Panel (SHP) aus dem Jahre 2012 die Verteilung des Haushaltseinkommens unterschiedlicher Haushaltstypen mit und ohne Kinder betrachtet und nach verschiedenen Äquivalenzskalen gewichtet. Der folgenden Grafik kann die Verteilung der prozentualen Anteile der unterschiedlichen Haushaltstypen unterhalb der nach verschiedenen Äquivalenzskalen berechneten Armutsgrenzen entnommen werden. Die Armutsgrenze wird jeweils bei 50% des Medianäquivalenzeinkommens festgelegt.

Grafik 1: Anteil der Haushalte mit einem Äquivalenzeinkommen unterhalb von 50% des entsprechenden Medianeinkommens je nach Haushaltstyp, differenziert nach verwendeter Äquivalenzskala, Quelle: SHP 2012 (gewichtet)²



Aus Grafik 1 wird ersichtlich, dass der Anteil armutsbetroffener Einpersonenhaushalte (z. B. erwachsene Jugendliche, RentnerInnen und Verwitwete) mit der alten Äqui-

² Anzahl armutsbetroffener Haushalte im Jahr 2012 hochgerechnet für die gesamte Schweiz: 275'826 (alte OECD-Skala), 298'507 (neue OECD-Skala) bzw. 291'190 Haushalte (SKOS-Skala)

valenzskala wesentlich tiefer ausfällt. Stärker ins Gewicht fallen hingegen Mehrpersonenhaushalte. Mit der alten OECD-Skala stellen vor allem die Kinder ein höheres Armutsrisiko als mit der modifizierten OECD- oder der SKOS-Skala dar. Es zeigt sich somit ein skalenabhängiger Befund, der sich in einer unterschiedlichen Gewichtung der Armutspopulation niederschlägt. Durch die Skalenauswahl können durchaus auch neue sozialpolitische Schwerpunkte gesetzt werden, z. B. die stärkere Fokussierung auf Armut bei Einpersonenhaushalten. Diese Befundlage weist im Grunde einmal mehr darauf hin, dass je nach Armutsdefinition und dem zugrunde liegenden Messkonzept eine Lokalisierung von Armut in einer Population komplex ist und mitunter auch von politischen Vorgaben geleitet wird (vgl. Gerfin 2001).

Fazit

Aus sozialwissenschaftlicher Sicht kann festgehalten werden, dass es keine einheitlich anerkannte Definition von Armut gibt und die Bestimmung geeigneter Armutsgrenzen in einer Gesellschaft anspruchsvoll ist und dementsprechend hohe methodische Anforderungen stellt. Ausserdem machen die bisherigen Ausführungen besonders deutlich, dass die Erfassung von Armut definitionsabhängig je nach verwendetem Messkonzept unterschiedlich ausfällt. Besonders neben einer nationalen Bestimmung von Armut tritt im internationalen Vergleich die Bedeutung verschiedener ländergebundener Lebensstandards und Wertorientierungen der Länder hervor, was die Messung von Armut zusätzlich erschwert. Abschliessend wird an diesem Punkt argumentiert, dass in methodischer Hinsicht die Erfassung der „Armen“ beziehungsweise der „Nicht-Armen“ einer komplexen und normativen Entscheidung unterliegt, womit die empirische Umsetzbarkeit der theoretisch-konzeptuellen Formulierung von Armut an Grenzen stösst.

Literatur

- Gerfin, Micheal (2001). *Ausgaben-Aequivalenzskalen für die Schweiz. Eine ökonometrische Untersuchung der Einkommens- und Verbrauchserhebung 1998 (EVE 98)*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- Leu, Robert. E. (1999). Konzepte der Armutsmessung. In: Fluder, Robert, Marion Nolde, Tom Priester und Antonin Wagner (Hg.), *Armut verstehen – Armut bekämpfen. Armutsberichterstattung aus der Sicht der Statistik* (39-65). Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- Maxwell, Simone (1999). *The Meaning and Measurement of Poverty, ODI Poverty Briefings*, 3. <http://www.odi.org.uk/publications/briefing/pov3.html> (Zugriff am 26.08.13)

SKOS (2005). *Richtlinien für die Ausgestaltung und Bemessung der Sozialhilfe*. 4. überarbeitete Ausgabe. Bern: SKOS.

SKOS (2013). *Armut und Armutsgrenze. Grundlagenpapier der SKOS*. Bern: SKOS.

Komplexe Zusammenhänge entdecken: Qualitative Comparative Analysis (QCA) und Coincidence Analysis (CNA)

Martin GASSER* und Ruedi EPPLE**

Unser Beitrag führt in die Grundideen der beiden Methoden *Qualitative Comparative Analysis* (QCA) und *Coincidence Analysis* (CNA) ein. QCA wird seit 1987 vom Politikwissenschaftler Charles Ragin entwickelt und ist damit eine relativ junge sozialwissenschaftliche Methode. Sie erfreut sich immer grösserer Beliebtheit in der vergleichenden Soziologie und Politikwissenschaften. Weniger bekannt ist hingegen die sehr neue Methode CNA, die der Wissenschaftsphilosoph Michael Baumgartner entwickelt. Die gemeinsame Einführung von QCA und CNA bietet sich an, weil beide Boolesche Verfahren sind und die gleiche Art von Daten (sog. „Wahrheitstabellen“) analysieren.

1. Verortung

Nach Erscheinen von *The Comparative Method* (Ragin 1987) hat sich QCA in der vergleichenden Forschung etabliert. QCA versucht einen „dritten Weg“ einzuschlagen zwischen quantitativ-statistischen Methoden und qualitativen Fallstudien. Dabei sollen Aspekte beider Methoden bewahrt bleiben. Mit quantitativ-statistischen Zugängen hat QCA die systematische Vorgehensweise gemeinsam, was sich schon daran zeigt, dass QCA inzwischen auch in Statistikprogrammen implementiert ist. Aber QCA ist nicht nur eine Methode, sondern auch ein Forschungszugang (*research approach*), der den Forschungsprozess vor und nach der Anwendung der Methode strukturiert. Im Zentrum stehen dabei qualitative Aspekte der Forschung, wie die grosse Relevanz theoretischen Vorwissens, die Vertrautheit mit den einzelnen Fällen und das fortlaufende Hin-und-Her zwischen empirischer Analyse und Theorie. QCA hat also eine enge Bedeutung als Analyseverfahren und eine breitere Bedeutung als Forschungszugang. Die CNA dagegen entstand aus wissenschaftstheoretischen Überlegungen zum kausalen Schliessen. Obwohl sie unabhängig von QCA entwickelt wurde, lässt sie sich sowohl als Weiterentwicklung der QCA im engeren Sinne begreifen, als auch als alternative Analyseverfahren im Rahmen der QCA als Forschungszugang.

* Martin Gasser, lic. phil. hist., ist Diplomassistent am Studienbereich Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Freiburg (CH). E-Mail: martin.gasser@unifr.ch

** Dr. Ruedi Epple ist Lektor am Studienbereich Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Freiburg (CH). E-Mail: rudolf.epple@unifr.ch

QCA und CNA sind Boolesche Verfahren, d.h. Verfahren denen 0/1- oder Ja/Nein-Ausprägungen zugrunde liegen. Daraus erwächst ihr entscheidender Vorteil, nämlich die Möglichkeit, auch komplexe Zusammenhänge einfach beschreiben zu können. Neuere Versionen der QCA kombinieren das Boolesche Verfahren mit sogenannten *fuzzy sets* (Ragin 2008). Damit lassen sich auch graduelle Unterschiede in Merkmalsausprägungen berücksichtigen. CNA hingegen wurde bis anhin noch nicht auf *fuzzy sets* ausgeweitet, weswegen hier auf die Diskussion der fuzzy set QCA verzichtet wird.

2. Boolesche Zusammenhänge: Hinreichende und notwendige Bedingungen

Ein Boolescher Zugang bedeutet, Zusammenhänge mit dem logischen Vokabular „und“, „oder“, „nicht“ und „wenn..., dann...“ zu beschreiben. Zentral ist das Auffinden von hinreichenden und notwendigen Bedingungen. Eine Bedingung A ist hinreichend für eine andere Bedingung B, falls B immer dann auftritt, wenn A auftritt. Formal dargestellt: $A \rightarrow B$. Die Umkehrung dieses Zusammenhanges nennt sich eine notwendige Bedingung. A ist eine notwendige Bedingung für B, wenn A immer dann auftritt, wenn B auftritt. Formal geschrieben: $B \rightarrow A$. Zwei der Forschung entnommene (aber vereinfachte) Beispiele sollen den Unterschied zwischen statistischen und Booleschen Hypothesen verdeutlichen:

(H1) Ein hoher Urbanisierungsgrad führt zu hohen kantonalen Ausgaben.

(H2) Arbeitsflexibilität reduziert den Konflikt zwischen Beruf und Familie.

H1 verweist darauf, dass in dicht besiedelten Gebieten die Ansprüche der Bürger an den öffentlichen Sektor steigen und öffentliche Dienstleistungen teurer sind (Good et al. 2012). H2 verweist auf eine populäre Hypothese, der gemäss zeitlich und örtlich flexible Arbeitsbedingungen es den Eltern erlauben, ihren Arbeitsrhythmus an die Erfordernisse der Kinderbetreuung anzupassen (vgl. Kossek et al. 2005). Hypothesen wie H1 und H2 sind noch sehr unpräzise und können sowohl als Behauptungen über statistische („je-desto Hypothesen“) wie auch über Boolesche Zusammenhänge („wenn-dann Hypothesen“) interpretiert werden. Als Beispiel für Letzteres schreiben Kossek et al. (2005: 244) zu H2: „access to flexibility is a necessary but insufficient condition for reducing work-family conflict and enhancing well being. We contend that what matters most for effectiveness in the synthesis of work and family roles are the conditions under which flexibility is enacted“. Arbeitsflexibilität reduziert den Konflikt zwischen Beruf und Familie nur dann, wenn auch noch andere Bedingungen gegeben sind, wie beispielsweise eine familienfreundliche Unternehmenskultur oder eine aktive Unterstützung durch direkte Vorgesetzte. Es wird mit H2 nicht behauptet,

dass unter allen Umständen eine Erhöhung der Arbeitsflexibilität den Konflikt senke („Je höher Arbeitsflexibilität, desto geringer der Konflikt“). Im Unterschied zu korrelativen Hypothesen („A korreliert mit B“) behaupten Hypothesen der Form „Wenn A, dann B“ nur für jene Fälle etwas, in denen A erfüllt ist. Von Fällen, in denen A nicht gegeben ist, kann die Hypothese weder gestützt noch widerlegt werden. Die Interpretation von H1 als „Wenn der Urbanisierungsgrad hoch ist, dann sind die kantonalen Ausgaben hoch“ lässt also offen, ob in weniger urbanen Kantonen die Ausgaben hoch oder tief ausfallen.

QCA und CNA kommen als Methoden dann in Frage, wenn Boolesche Zusammenhänge untersucht werden – also Kombinationen von hinreichenden und notwendigen Bedingungen. Passend dazu interpretieren QCA und CNA Kausalität im Sinne der INUS-Theorie der Kausalität (Mackie 1974). Demnach besitzen kausale Zusammenhänge eine präzise definierte Form von Komplexität, die auch für die Ergebnisse von QCA und CNA charakteristisch ist. Unter gewissen idealisierenden Annahmen lassen sich darum die Resultate von QCA und CNA als kausal im Sinne der INUS Theorie interpretieren.

3. Kausale Komplexität zum Ersten: QCA

Es sind zwei Merkmale (K1 und K2), die eine Erklärung „komplex“ im Sinne der QCA machen.

(K1) Hinreichend für ein zu erklärendes Ergebnis sind üblicherweise nicht einzelne Bedingungen, sondern nur mehrere Bedingungen, die zusammen erfüllt sein müssen (ein „Bündel“ von Bedingungen).

Ein Zündholz beginnt zu brennen, wenn es angestrichen wird und trocken ist. Trockenheit und das Anstreichen bilden ein Bündel von zwei Bedingungen; die eine ohne die andere führt nicht zum Entflammen. Im obigen Beispiel H2 reduziert Arbeitsflexibilität alleine nicht den Konflikt zwischen Beruf und Familie, vielleicht aber zusammen mit einer familienfreundlichen Unternehmenskultur. Um dies auszudrücken, wird in der Booleschen Notation „ $A * F \rightarrow R$ “ geschrieben und gelesen als: „Arbeitsflexibilität A und eine familienfreundliche Unternehmenskultur F bilden zusammen eine hinreichende Bedingung für die Reduktion des Konflikts zwischen Beruf und Familie R“. Der zweite Teil der Definition kausaler Komplexität (im Sinne der QCA) bezieht sich auf die Existenz alternativer Wege zum gleichen Ergebnis.

(K2) Es gibt mehrere verschiedene Bündel, die alle unabhängig voneinander hinreichend für ein zu erklärendes Ergebnis sind.

Ein Zündholz lässt sich nicht nur entflammen, indem man es in trockenem Zustand anstreicht, sondern auch, indem man es mit einem Feuerzeug anbrennt. Zum Beispiel soll mit H1 nicht ausgeschlossen werden, dass noch andere Bedingungen, wie vielleicht eine alpine Lage mit dem entsprechenden Bedarf an Infrastruktur, ebenfalls zu hohen kantonalen Ausgaben führen. In Boolescher Notation lässt sich das schreiben als „ $U + A \rightarrow K$ “, was sich lesen lässt als: „Eine hohe Urbanisierung U oder eine alpine Lage A sind beides hinreichende Bedingungen für hohe kantonale Ausgaben K “.

Die beiden Eigenschaften von Komplexität sind kompatibel. Für QCA-Resultate ist es die Regel, dass die Resultate aus mehreren alternativen Ursachen bestehen (K2), die selber wiederum aus mehreren Bedingungen bestehen (K1). Mit den Booleschen Abkürzung würde ein komplexes Resultat dann zum Beispiel wie folgt aussehen:

$$(A * B + C * D) \rightarrow E$$

Dabei steht „*“ für „und“, „+“ für „oder“ und „... \rightarrow ...“ für „Wenn ..., dann ...“. Die erklärenden Bedingungen wären A , B , C und D . Ein Resultate wie das eben angeführte wird auch „konfigural“ oder „diversity-oriented“ (Ragin 2008) genannt, weil Bedingungen nicht per se einen Einfluss haben, sondern immer nur als Teil einer Konfiguration von mehreren Bedingungen: Im Kontext von A braucht es B , damit E auftritt. Im Kontext von C hingegen macht B keinen Unterschied und es braucht D , um E hervorzubringen.¹

4. Kausale Komplexität zum Zweiten: CNA

Gleich wie QCA sucht CNA nach minimal hinreichenden und notwendigen Bedingungen und liefert Resultate, die komplex im Sinne von K1 und K2 sind. CNA geht aber weiter als QCA und erlaubt eine zusätzliche Form von kausaler Komplexität:

(K3) Zwischen den erklärenden Bedingungen kann es kausale Abhängigkeiten geben; wie zum Beispiel Verkettungen.

CNA kann also Strukturen mit grösserer Komplexität – insbesondere kausale Ketten (formal: $A \rightarrow B \rightarrow E$) zwischen ursächlichen Bedingungen – in den Daten entdecken (K3). Wenn also nicht aus theoretischen Überlegungen ausgeschlossen werden kann, dass die in einer Studie analysierten Daten von einer kausalen Verkettung herrühren, dann kann die Anwendung von QCA zu falschen Resultaten führen und ist die CNA als Analysemethode angezeigt.

¹ Solche INUS Zusammenhänge (der Form von L) und Aussagen zu Notwendigkeit sind statistisch nur schwer zu beschreiben (Braumoeller 2003).

5. Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Mehrere Grundideen sind CNA und QCA gemeinsam. Wie wir gesehen haben, suchen sie nach kausal interpretierbaren hinreichenden und notwendigen Bedingungen eines zu erklärenden Ergebnisses. Gemeinsam gehen sie auch davon aus, dass Ursachen sogenannte *Difference-Makers* für das zu erklärende Ergebnis sind: Ob eine Ursache an- oder abwesend ist, muss einen Unterschied dafür machen, ob das Ergebnis auftritt oder nicht. Eine Bedingung ist nur dann ein *Difference-Maker*, wenn sie in mindestens einem Kontext nicht-redundant ist, also das Ergebnis bei Abwesenheit dieser Bedingung nicht auftritt. Sowohl CNA wie auch QCA suchen daher in einem Minimalisierungsprozess nach einer hinreichenden und notwendigen Lösungsformel, die keine redundanten Teile mehr enthält. CNA und QCA führen zu gleichen Resultaten, wenn für alle möglichen Kombinationen der Ursachen Beobachtungen vorliegen.

Eine weitere Gemeinsamkeit von QCA und CNA sind die *Parameters of Fit*. Weil man in sozialwissenschaftlichen Studien normalerweise nicht alle Faktoren kontrollieren kann, die kausal relevant sind, finden sich in entsprechenden Datensätzen meistens keine im strengen Sinn hinreichende oder notwendige Bedingungen. Um dennoch anwendbar zu sein, bieten QCA und CNA Masse der Konsistenz und Abdeckung an (Ragin 2008). *Consistency* ist ein Mass für den Grad, zu welchem eine Bedingung hinreichend (oder notwendig) genannt werden kann. *Coverage* misst den Grad, zu welchem eine hinreichende (oder notwendige) Bedingung ein gewisses Ergebnis erklären kann. In der Literatur zu QCA hat man sich in den letzten Jahren auf gewisse minimale *Consistency*- und *Coverage*-Werte geeinigt, die Boolesche kausale Modelle erfüllen müssen, damit sie noch kausal interpretiert werden können. Die Kenngrößen *Consistency* und *Coverage* können auch für das Gesamtmodell berechnet werden und dazu dienen, zwischen nicht-äquivalenten Modellen auszuwählen.

Der Hauptunterschied zwischen CNA und QCA ist der folgende: QCA eliminiert redundante Bedingungen mit Hilfe der *Quine-McCluskey Optimierung*, die ursprünglich für die Belange der mathematischen Logik entwickelt wurde. CNA beruht dagegen auf einem Optimierungsverfahren, das speziell zum Zweck der Booleschen Datenanalyse entwickelt wurde. Im Gegensatz zu QCA sucht CNA für alle Bedingungen nach komplexen Ursachen und nicht nur für das eine zu erklärende Ergebnis. Ein zweiter Unterschied liegt darin, wie QCA und wie CNA entscheiden, ob eine gegebene Bedingung redundant ist oder ob sie ein *Difference-Maker* ist. Vereinfachend gesagt nimmt QCA eine defensive Haltung ein und streicht eine Bedingung nur dann weg, wenn Daten deren Redundanz aufzeigen. Eine Bedingung A wird nur dann aus dem Bündel X gestrichen, wenn es mindestens einen Fall gibt, in dem X auch ohne A zum Ergebnis E führt. Ohne einen solchen Fall wird davon ausgegangen, A sei ein *Difference-Maker*. QCA sucht also nach empirischen Belegen für Redundanz; CNA

hingegen sucht nach empirischen Belegen für Relevanz. CNA streicht eine Bedingung A aus dem Bündel X, wenn es keinen Fall findet, in dem X ohne A auftritt und das Ergebnis E ausbleibt. Findet CNA hingegen einen solchen Fall, so zeigt dieser auf, dass A ein *Difference-Maker* ist: Ohne A führt X offenbar nicht zu E und A kann darum nicht eliminiert werden.

Grundsätzlich ist CNA in der Lage, für alle Bedingungen in einer Datentabelle minimal hinreichende und notwendige Bedingungen zu suchen und, falls die Suche erfolgreich ist, als Boolesche kausale Modelle auszugeben. In der sozialwissenschaftlichen Praxis ist aber meistens so viel theoretisches Vorwissen über einen untersuchten Prozess vorhanden, dass viele Bedingungen von Anfang an als Zwischenglieder von Ketten ausgeschlossen werden können. Ferner ist es oft möglich – z.B. aufgrund der zeitlichen Abfolge – von gewissen Bedingungen zu sagen, dass sie nicht als Ursachen von anderen Bedingungen in Frage kommen. Dieses Vorwissen kann CNA nutzen, indem die Analyse auf potentielle Ergebnisse oder so genannte „endogene Faktoren“ reduziert sowie eine „kausale Ordnung“ vorgegeben wird.

6. Verweise

Die Webseite www.compass.org bietet Interessierten einen breiten Überblick über QCA und empirische Anwendungen. Als Lehrbuch eignet sich Schneider und Wagemann (2012). Die Begründung und Erklärung von CNA findet sich in Baumgartner (2009). Für das Rechnen einer QCA gibt es unter anderem ein Paket mit Namen „QCA“ für das kostenlose Statistikprogramm R. Für die CNA – ebenfalls für R – gibt es ein noch in Entwicklung befindliches Paket „cna“, das bei den Autoren (via Email) bezogen werden kann. Der Lehrstuhl Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit der Universität Freiburg hat in verdankenswerter Weise die erste Entwicklung dieses R-Pakets durch einen namhaften Beitrag unterstützt, was erste empirische Studien mit dieser Methode ermöglicht (siehe Baumgartner und Epple 2013).

Literatur

- Baumgartner, M. (2009). Inferring causal complexity. *Sociological Methods & Research*, 38, 71-101.
- Baumgartner, M. und R. Epple (2013). A CNA analysis of a causal chain: the Swiss minaret vote. *Sociological Methods & Research*.
- Braumoeller, B. (2003). Causal Complexity and the Study of Politics. *Political Analysis*, 11(3), 209-233.
- Good, M., S. Hurst, R. Willener und F. Sager F. (2012). Die Ausgaben der Schweizer Kantone - Eine Fuzzy Set QCA. *Swiss Political Science Review*, 18(4), 452-476.

- Kossek, E. E., B. A. Lautsch und S. C. Eaton (2005). Flexibility Enactment Theory: Implications of Flexibility Type, Control, and Boundary Management for Work-Family Effectiveness. In: Kossek, E. E. und S. J. Lambert (Hg.). *Work and life integration: Organizational, cultural, and individual perspectives* (243-261). Mahwah: Lawrence Erlbaum Associates Publishers.
- Mackie, J. L. (1974). *The Cement of the Universe. A Study of Causation*. Oxford: Clarendon Press.
- Ragin, C. C. (1987). *The Comparative Method: Moving Beyond Qualitative and Quantitative Strategies*. London: University of California Press.
- Ragin, C. C. (2008). *Redesigning Social Inquiry: Fuzzy Sets and Beyond*. Chicago: University of Chicago Press.
- Schneider, C. Q und C. Wagemann (2012). *Set-Theoretic Methods for the Social Sciences: A Guide to Qualitative Comparative Analysis*. New York: Cambridge.

Die traditionelle Modernisierung des Schweizer Rentensystems

Lena LIECHTI*

„Gesetzgebung und Verwaltungspraxis haben neben der Verstetigung sozialer Realitäten und Vorstellungen auch normierende Wirkungen auf die Sozialbeziehungen. Im Bereich der Sozialpolitik wird gesellschaftlich erwünschtes Verhalten gefördert, indem die damit verbundenen Risiken dank des Versicherungsschutzes sozial verteilt werden“ (Studer 1998:204).

Dieser Beitrag diskutiert am Beispiel der staatlichen Altersvorsorge in der Schweiz die Geschlechter- und Familienordnung, welche diesem Sozialversicherungszweig zu Grunde liegt. Konkret soll aufgezeigt werden, inwiefern die 1948 eingerichtete Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV) auf der männlichen Ernährerehe aufbaut und in welche Richtung die seither realisierten Reformen weisen. Das sozialpolitische Leitbild der männlichen Ernährerehe orientiert sich an der heterosexuellen Ehegemeinschaft mit einer traditionellen Arbeitsteilung. Hierbei findet eine Verschränkung der drei geschlechtlichen Differenzierungsebenen statt, die von Sigrid Leitner (z.B. 1999:19-36; 2002) zur Analyse von Sozialpolitiken ausgearbeitet wurden.

Bei der *biologischen Geschlechterdifferenzierung* erfahren Frauen und Männer aufgrund biologischer Merkmale eine unterschiedliche soziale Absicherung. Eine *arbeits- teilige Geschlechterdifferenzierung* findet statt, wenn zwischen sozial männlichen und weiblichen Verhaltensweisen im Sinne einer traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung differenziert wird und die beiden entsprechenden Sphären der bezahlten und unbezahlten Arbeit unterschiedliche soziale Rechte und Pflichten begründen. Eine *reproduktionsbezogene Geschlechterdifferenzierung* erfolgt, wenn nicht ausschliesslich das Individuum der Bezugspunkt ist, sondern soziale Rechte und Pflichten auch aus spezifischen reproduktionsbezogenen Reziprozitätsbeziehungen abgeleitet werden. Die Ehe, welche zwischen weiblicher und männlicher Sexualität im Sinne der Heteronormativität unterscheidet und diese gesellschaftlich institutionalisiert, stellt eine solche reproduktionsbezogene Reziprozitätsbeziehung dar.

Die männliche Ernährerehe als Leitbild

Im Rentensystem der Schweiz – insbesondere bis zur 10. und vorerst letzten AHV-Revision – sind alle drei Differenzierungsebenen stark ausgeprägt und derart mitei-

* Lena Liechti, lic. rer. soc., ist Diplomassistentin am Studienbereich Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Freiburg (CH). E-Mail: lena.liechti@unifr.ch

nander verknüpft, dass Ehegemeinschaften mit einer traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung besondere Berücksichtigung finden. Die AHV ist *erstens* nicht neutral gegenüber der Lebensform von Individuen, sondern weist eine reproduktionsbezogene Geschlechterdifferenzierung auf, indem bestimmte soziale Rechte an die heterosexuelle Ehegemeinschaft gebunden sind. In den Anfängen der AHV fand die Ehezentriertheit darin Ausdruck, dass Ehepaare eine Ehepaarrente erhielten, die 150% der Einzelrente betrug, unabhängig davon, ob beide Partner erwerbstätig waren. Zudem hatten lediglich verheiratete Frauen Anspruch auf eine Hinterlassenenrente und nicht-erwerbstätige Frauen waren nur als Ehefrauen oder Witwen von der Beitragspflicht befreit (EKF 2009; Merz 1996:51-54; Schunter-Kleemann 1992:290-292).

Die reproduktionsbezogene Geschlechterdifferenzierung in der AHV war *zweitens* von einer biologischen Geschlechterdifferenzierung überlagert, da für Frauen und Männer aufgrund ihres biologischen Geschlechts unterschiedliche Rechte und Pflichten hervorgingen. Ledige Frauen und Männer wurden weitgehend gleich behandelt. Die biologische Geschlechterdifferenzierung war primär innerhalb der Ehe stark ausgeprägt. So waren Männer unabhängig vom Zivilstand und dem Erwerbsstatus beitragspflichtig und ihre Beiträge waren immer rentenbildend. Für Frauen variierte die Regelung jedoch mit dem Zivilstand. Ledige und geschiedene Frauen bezahlten Beiträge unabhängig davon, ob sie einer Erwerbsarbeit nachgingen. Auch erwerbstätige Ehefrauen mussten Beiträge bezahlen. Verheiratete nicht erwerbstätige Frauen waren dagegen seit der 1. AHV-Revision im Jahr 1951 von der Beitragspflicht befreit.¹ Die Rentenbezüge aus der AHV waren für Frauen ebenfalls zivilstandsabhängig. Im Gegensatz zu ledigen und geschiedenen Frauen hatten Ehefrauen keinen eigenen Rentenanspruch. Sie galten über die Ehepaarrente, welche sich in erster Linie an den Beiträgen des Mannes bemessen hat, als mitversichert. AHV-Beiträge der Ehefrau wurden allenfalls zur Aufstockung der Ehepaarrente bis zum festgelegten Maximalbetrag berücksichtigt, der Rest floss in die Solidaritätsbeiträge.² Allfällige Beitragslücken des Ehemannes konnten nicht durch Beiträge der Ehefrau kompensiert werden, selbst wenn sie diese ohne Unterbrüche entrichtet hatte. Auch die Witwenrente errechnete sich aus den Beiträgen des Ehemannes. Bei einer Scheidung fiel die Rente von nicht erwerbstätigen Frauen niedrig aus, da ihnen während der Ehe keine Beiträge gutgeschrieben wurden (EKF 2009; Merz 1996:51-54; Schunter-Kleemann 1992:290-292).

In der Altersvorsorge erfolgt *drittens* eine arbeitsteilige Geschlechterdifferenzierung. Unbezahlte Arbeit generierte lange Zeit keinerlei Rentenansprüche. Das System ist erwerbszentriert, die Rentenformel benachteiligt Abweichungen von der kontinu-

¹ Die Beitragspflicht nicht erwerbstätiger Ehefrauen wurde mit der Begründung abgeschafft, dass dies dem Ehemann finanziell nicht zumutbar ist (EKF 2009:6).

² Erreichte die Frau das Rentenalter vor dem Ehemann, hatte sie in jedem Fall (also auch wenn sie nie erwerbstätig war) Anspruch auf eine eigene Rente, auch diese an den Beiträgen des Gatten bemessen, bis sie bei der Pensionierung des Mannes durch die Ehepaarrente abgelöst wurde (Merz 1996:53).

ierlichen Vollzeitwerbstätigkeit sowie niedrigere Einkommen. Ungleichheiten auf dem Arbeitsmarkt werden so in der Alterssicherung reproduziert (vgl. etwa EKF 2009).³ An dieser Stelle wird wiederum die Ehezentriertheit der AHV relevant. Unbezahlte Arbeit, welche im Rahmen einer Ehegemeinschaft geleistet wurde, war indirekt über die Ehepaar- und Hinterlassenenrente abgesichert. Durch die Bindung dieser beiden Rentenansprüche an das biologische Geschlecht, war unbezahlte Arbeit aber primär nur dann abgesichert, wenn diese von Ehefrauen erbracht wurde. Gleichzeitig wurde eine Erwerbstätigkeit der Ehefrauen zwar nicht explizit „bestraft“,⁴ aber sie begründete auch nur sehr beschränkt Rentenansprüche. So wurde letztlich innerhalb der Ehe eine traditionelle Arbeitsteilung zementiert.

Die spezifische Verknüpfung der verschiedenen geschlechtlichen Differenzierungsebenen in der AHV hatte ausserdem zur Folge, dass Frauen vor allem hinsichtlich des Zivilstandes diskriminiert wurden. Ehefrauen und Witwen waren rentenrechtlich in der Regel bessergestellt, als ledige oder geschiedene Frauen, bei denen sich der Rentenanspruch über die eigene Erwerbsarbeit ableitete (vgl. auch Schunterkleemann 1992:292). Für Männer dagegen war primär die Norm der kontinuierlichen Vollzeitwerbstätigkeit massgebend für die soziale Sicherung.

Die ersten Jahrzehnte der Altersvorsorge waren zusammenfassend dadurch gekennzeichnet, dass nicht Individuen, sondern das Reproduktionsarrangement der Ehe der zentrale Bezugspunkt war. Die Ehe war hinsichtlich verschiedener Aspekte gegenüber anderen Lebensformen bessergestellt. Die biologische Geschlechterdifferenzierung führte zudem zu einer Zementierung einer traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung innerhalb der Ehe. Egalitäre Familienmodelle oder gar eine Umkehrung der traditionellen Rollenverteilung – folgte also der biologische Mann einem sozial weiblichen und die biologische Frau einem sozial männlichen Arbeitsmuster – wurden in der Altersvorsorge gravierend benachteiligt. Gleiche Beiträge führten zu höheren Erträgen, wenn diese durch den Ehemann eingezahlt wurden. Die Erwerbsarbeit der Ehefrauen begründete nur Rentenansprüche, wenn der Mann alleine nicht die maximale Rente erreichte. Das Netz der Alterssicherung war somit dort am tragfähigsten, wo sich die Rentenansprüche aus einer männlichen Ernährerehe ableiteten.

³ Durch das Solidaritätsprinzip der AHV werden Ungleichheiten im Gegensatz zur beruflichen Vorsorge zwar abgeschwächt. Aber auch hier gilt, dass Personen mit einer privilegierten Arbeitsmarktposition auch eine höhere AHV beziehen.

⁴ So wurde etwa der Anspruch auf eine Witwenrente nicht vom Erwerbsstatus der Ehefrau abhängig gemacht. Jedoch setzte die Beitragspflicht ein, wenn Ehefrauen bzw. Witwen eine Erwerbsarbeit aufgenommen haben.

Traditionelle Modernisierung

Wichtige Neuerungen wurden im Rahmen der 10. AHV-Revision in den 1990er-Jahren implementiert. Einerseits betreffen sie die Alterssicherung der Ehe. So wurde beispielsweise das Einkommenssplitting während der Ehe eingeführt.⁵ Zudem wurde die Ehepaarrente durch eine an beide Partner entrichtete Individualrente abgelöst. Die Summe der beiden Renten wird aber nach wie vor auf 150% der Maximalrente plafoniert (EKF 2009). Indem im Rahmen des Ehegattensplittings die Erwerbseinkommen beider Ehepartner gleichermassen für die Rentenbildung berücksichtigt werden, ist eine biologische Geschlechterdifferenzierung aufgehoben. Der Graben in der biologischen Geschlechterdifferenzierung wurde durch die Einführung einer Witwenrente für Männer mit minderjährigen Kindern⁶ weiter verringert.

Andererseits wurden auch zivilstandsunabhängige Neuerungen vorgenommen. Dazu gehören die Erziehungs- und Betreuungsgutschriften, mit deren Einführung die unbezahlte Familienarbeit erstmals als rentenbildende Leistung anerkannt wurde (EKF 2009). Dadurch wurde die Benachteiligung der unbezahlten gegenüber der bezahlten Arbeit zu einem gewissen Grad abgeschwächt. Neu sind alle Personen unabhängig vom Zivilstand und Erwerbsstatus beitragspflichtig. Jedoch bleibt auch hier der Ehe eine Sonderregelung vorbehalten. So gelten die Beiträge von nicht erwerbstätigen Ehegatten als bezahlt, sobald der erwerbstätige Ehepartner den doppelten Mindestbetrag entrichtet hat.⁷

Seit der Schaffung der AHV wurde zwar die geschlechtliche Differenzierung auf allen Ebenen verringert. Das Vorsorgesystem berücksichtigt die Ehe jedoch weiterhin speziell und räumt ihr tendenziell eine privilegierte Stellung ein. Die Hinterlassenenrente, das Einkommenssplitting und die Beitragsbefreiung des nichterwerbstätigen Ehepartners bleiben Privilegien der Ehe. Damit kann eine halbe bis eine ganze zusätzliche Rente ausgelöst werden, ohne dass die anspruchsberechtigte Person jemals AHV-Beiträge bezahlt hat oder erwerbstätig war (vgl. Bütler 2012). Daraus lässt sich weiter ableiten, dass unbezahlte Arbeit im Rahmen der Ehe noch immer besser abgesichert ist als in nichtehelichen Lebensformen. Jedoch sind homosexuelle eingetragene Partnerschaften mit dem Inkrafttreten des Partnerschaftsgesetzes im Jahr 2007 im Rentensystem der Ehe gleichgestellt.⁸ Auf der Ebene der reproduktionsbezogenen Geschlechterdifferenzierung erfolgte somit eine Abkehr von der Heteronormativität.

⁵ Die während der Ehe erwirtschafteten Erwerbseinkommen sowie Erziehungs- und Betreuungsgutschriften werden je zur Hälfte auf die Konten der Ehegatten verteilt.

⁶ Die Witwenrente ist dagegen unbefristet: Anspruch haben Frauen, die zum Zeitpunkt der Verwitwung Kinder haben (egal welchen Alters) oder mindestens 45 Jahre alt sind und 5 Jahre verheiratet waren (vgl. <http://www.ahv-iv.info/ahv/00162/00187/index.html?lang=de>, Zugriff am 14.8.2013).

⁷ Vgl. <http://www.ahv-iv.info/ahv/00159/00173/index.html?lang=de>, Zugriff am 14.8.2013.

⁸ Vgl. <http://www.ahv-iv.info/ahv/00122/00576/>, Zugriff am 14.8.2013.

Nicht mehr die zweigeschlechtliche, sondern alleine die rechtlich institutionalisierte Zweierbeziehung ist das Differenzierungskriterium.

Abgesehen vom Rentenalter und der umfassenderen Witwenrente existieren in der Altersvorsorge keine biologischen Geschlechterdifferenzierungen mehr. Die Zementierung einer traditionellen Arbeitsteilung innerhalb der Ehe ist somit gegenwärtig nicht direkt abzuleiten. Mit der Schaffung einer Witwenrente wurde vielmehr anerkannt, dass auch Ehefrauen wesentlich zum Familieneinkommen beitragen können, was die einseitige Zuschreibung der Familiernährerrolle auf Ehemänner aufhebt. Eine egalitäre familienzentrierte Arbeitsteilung ist jedoch aufgrund der schlechteren Absicherung bei Teilzeitarbeit nach wie vor unattraktiv. Zudem werden in der AHV Ehemodelle mit einer geschlechtersegregierten Arbeitsteilung noch immer speziell berücksichtigt und abgesichert. Dazu gehören etwa die Mitversicherung des nicht erwerbstätigen Ehepartners bei der Entrichtung des doppelten Minimalbetrags durch den erwerbstätigen Partner oder die Hinterlassenenrenten. Auch die Erziehungs- und Betreuungsgutschriften stärken den Status von Familienarbeitenden. Auf der anderen Seite werden Doppelverdienermodelle durch die Plafonierung der addierten Einzelrenten auf 150% der Maximalrente nur bedingt honoriert. Dies alles erfolgt zwar ohne explizite Zuschreibung der biologischen Geschlechter auf eine bestimmte Arbeitssphäre. Vor dem Hintergrund geschlechtsspezifischer Diskriminierungen auf dem Arbeitsmarkt erfahren Ehegemeinschaften aber in der Regel immer noch eine bessere Alterssicherung, wenn das biologische mit dem traditionellen sozialen Geschlecht deckungsgleich ist.

Die Reform der AHV kann als traditionelle Modernisierung bezeichnet werden, denn es wurden wichtige Elemente geschaffen, um die soziale Absicherung alternativer Arrangements zu verbessern, ohne sich dabei aber von der Sonderstellung der männlichen Ernährerehe zu verabschieden.

Ausblick

Im November 2012 präsentierte Bundesrat Alain Berset der Öffentlichkeit erstmals die Leitlinien der geplanten Reform „Altersvorsorge 2020“. Konform mit der allgemeinen Tendenz zur Rentenkürzung ist unter anderem eine Erhöhung des Rentenalters der Frauen auf dasjenige der Männer geplant. Zudem soll der Anspruch auf Witwenrente für Frauen ohne Kinder aufgehoben werden. Diese Stossrichtung zielt auf eine vollständige Beseitigung einer biologischen Geschlechterdifferenzierung innerhalb der Altersvorsorge. Es wird auch deutlich, dass die Rolle der erwerbslosen Familienarbeiterin – anders wie einst – nur noch der Ehefrau als Mutter zugeordnet ist. So wird die Aufhebung der Witwenrente für kinderlose Frauen damit gerechtfertigt, „dass die Wiederaufnahme oder der Ausbau einer Erwerbstätigkeit für diese Katego-

rie von Personen zumutbar ist, da sie keine Erziehungsaufgaben wahrnehmen müssen“ (EDI 2013:15).

Doch noch sind die Konturen der männlichen Ernährerehe in der Altersvorsorge erkennbar. Und auch in Zukunft wird es Bestrebungen geben, diese zu erhalten oder aber weiter aufzubrechen. Denn Sozialpolitik ist, wie es die Historikerin Birgitte Studer (1998:198) formuliert, „ein zentraler Austragungsort divergenter Vorstellungen von der Geschlechter- und Familienordnung“.

Literatur

- Bütler, Monika (2012). *Heiratsstrafe oder Heiratsbonus in der AHV?* Zugriff am 19.08.2013 auf <http://www.batz.ch/2012/11/heiratsstrafe-oder-heiratsbonus-in-der-ahv/>.
- EDI Eidgenössisches Departement des Innern (2013). *Eckwerte der Reform der Altersvorsorge 2020. Details und Erläuterungen*. Zugriff am 14.08.2013 auf <http://www.news.admin.ch/NSBSubscriber/message/attachments/31445.pdf>
- EKF Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (2009). *Die Stellung der Frau in der AHV und der beruflichen Vorsorge (BVG)*. Bern: EKF, Zugriff am 20.6.2012 auf <http://www.ekf.admin.ch/dokumentation/00444/00517/index.html?lang=d>
- Leitner, Sigrid (1999). *Frauen und Männer im Wohlfahrtsstaat. Zur strukturellen Umsetzung von Geschlechterkonstruktionen in sozialen Sicherungssystemen*. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Leitner, Sigrid (2002). Alte Gräben - neue Fronten. Zur Geschlechtsspezifität der Rentenreform 2001. In: Maier, Friederike und Angela Fiedler (Hg.). *Gender Matters. Feministische Analysen zur Wirtschafts- und Sozialpolitik* (161-180). Berlin: edition sigma.
- Merz, Michaela (1996). *Lohnt es sich für Schweizer Frauen, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen? Auswirkungen institutioneller Rahmenbedingungen auf die Entscheidung zwischen Familie und Beruf*. Zürich: Seismo.
- Schunter-Kleemann, Susanne (1992). Schweiz: 700 Jahre sind genug! Die Aufkündigung des eidgenössischen Männerbundes. In: Schunter-Kleemann, Susanne (Hg.). *Herrenhaus Europa - Geschlechterverhältnisse im Wohlfahrtsstaat* (285-295). Berlin: edition sigma.
- Studer, Brigitte (1998). Der Sozialstaat aus der Geschlechterperspektive. Theorien, Fragestellungen und historische Entwicklung in der Schweiz. In: Studer, Brigitte, Regina Wecker und Béatrice Ziegler (Hg.). *Frauen und Staat. Berichte des Schweizerischen Historikertages in Bern, Oktober 1996* (184-208). Basel: Schwabe & Co.

Lohnungleichheit und berufliche Segregation bei FachhochschulabsolventInnen

Barbara ZIMMERMANN*

Demografische Veränderungen, bspw. die Zunahme des Anteils betagter und hochbetagter Personen, damit einhergehend komplexere und multiple Krankheitsbilder sowie die zunehmende Multikulturalität von PatientInnen und Personal erhöhen die Anforderungen an die nicht-ärztlichen Gesundheitsberufe. Auch Fortschritte in der medizinischen Forschung und technische Veränderungen stellen für das Pflege- und medizinisch-technisches und medizinisch-therapeutisches (MTT) Personal ganz neue Herausforderungen dar (Oertle Bürki 2000). Dies sind Faktoren, welche in den letzten Jahren zu einer zunehmenden Professionalisierung der genannten Berufe und einer Anhebung des Ausbildungsniveaus auf Tertiärstufe führten. Im Weiteren ist das Gesundheitswesen auch mit grossem Spardruck der öffentlichen Hand und gleichzeitig mit einem zunehmenden Fachkräftemangel konfrontiert. Dies ist nicht ohne Folgen für die in diesen Berufen tätigen Personen, sind sie doch einer hohen Arbeitsbelastung ausgesetzt.

Ausgehend von diesen Überlegungen stellt sich die Frage nach dem Einkommen des Pflege- und MTT-Personals. Steigen die Einstiegsgehälter der betroffenen Berufe aufgrund der Tertiarisierung der Bildung und wie hoch sind sie im Vergleich zu anderen Berufen mit dem gleichen Bildungsniveau? In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu beachten, dass diese Berufe einen hohen Frauenanteil aufweisen. Verschiedene Studien legen nahe, dass typische Frauenberufe (England, Budig und Folbre 2002) beziehungsweise typisch weibliche Tätigkeiten (z.B. Liebeskind 2006) gesellschaftlich entwertet und aus diesem Grund schlechter bezahlt werden als sogenannte Männerberufe. Zentral ist in diesem Zusammenhang die geschlechtsspezifische berufliche Segregation.

Meine erste Forschungsfrage hatte zum Ziel, festzustellen, wie hoch die horizontale geschlechtsspezifische berufliche Segregation¹ bei FachhochschulabsolventInnen in der Schweiz ist. Diese berechnete ich mit dem Dissimilaritätsindex von Duncan und Duncan (1955) und benutzte dazu die Daten der AbsolventInnenbefragung 2009 des

* Barbara Zimmermann, MA, studierte „Soziale Probleme und Sozialpolitik“ am Studienbereich Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Freiburg (CH). Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Masterarbeit.

¹ Horizontale Segregation: Frauen und Männer sind auf der gleichen Hierarchiestufe in unterschiedlichen Berufen tätig.

Bundesamts für Statistik. Ich habe den Duncan-Index auf der Grundlage der studierten Fächer und der tatsächlich ausgeübten Berufe berechnet. Bei den Studienfächern beträgt er 0.46, was bedeutet, dass 46% der Frauen oder Männer die Fachrichtung wechseln müssten, um eine ausgeglichene Verteilung der Geschlechter zu erreichen. Bei den tatsächlich ausgeübten Berufen ist die Segregation mit 0.42 leicht tiefer. Diese Ergebnisse sind mit denjenigen von Deutsch, Flückiger und Silber (2005) konsistent, welche bereits aufzeigten, dass der Arbeitsmarkt die Segregation, welche aufgrund einer geschlechtsspezifischen Studienwahl zustande kommt, leicht abfedert. Gleichzeitig hat meine Analyse auch gezeigt, dass die Segregation weiterhin sehr hoch ist. Diese Erkenntnis stimmt ebenfalls mit den bestehenden empirischen Befunden überein, wonach die geschlechtsspezifische berufliche Segregation überall auf der Welt hoch und im Längsschnitt gesehen konstant ist.

In der Theorie werden die Ursachen der beruflichen Segregation kontrovers diskutiert. Die ökonomische Sichtweise fokussiert auf die angenommenen rationalen und gewinnorientierten Entscheidungen der Individuen. Frauen und Männer wählen somit unterschiedliche Berufe, weil sie alle ihr Lebenseinkommen maximieren wollen, ihre berufliche Zukunft aber ganz anders planen. Frauen würden gemäss dieser Theorie aufgrund ihrer potentiellen Mutterrolle und möglichen familiären Pflichten eine diskontinuierliche Karriere antizipieren und deswegen Berufe wählen, die mit geringeren Humankapitalinvestitionen verbunden sind oder bei denen eine Teilzeitbeschäftigung zu vergleichsweise geringeren Nachteilen führt (Polachek 1981). Demgegenüber argumentieren die soziologischen Theorieansätze mit der geschlechtsspezifischen Sozialisierung. Gemäss dieser beeinflussen tradierte Rollenbilder die Berufaspirationen von Frauen und Männern. Diese wählen somit Ausbildungen und Berufe, die ihrem geschlechtlichen Selbst entsprechen. Damit werden diese kulturellen Normen auch laufend reproduziert (West und Zimmerman 1987). Ein weiteres zentrales Argument ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwischen Erwerbs- und Hausarbeit, welche dazu führt, dass Frauen, da sie für einen Grossteil der Hausarbeit verantwortlich sind, weniger in ihre eigene Arbeitsmarktpartizipation investieren können und somit oft in Branchen und Berufen tätig sind, in denen Teilzeitarbeit ermöglicht wird (Beck-Gernsheim 1980).

In einem zweiten Schritt interessierte mich, ob die berufliche Segregation zur Lohnungleichheit zwischen Frauen und Männern beiträgt. Dabei fokussierte ich auf die beiden Fragen, ob Berufe mit einem hohen Frauenanteil schlechter bezahlt sind als solche mit einem hohen Männeranteil und ob dies auf die frauendominierten nicht-ärztlichen Gesundheitsberufe zutrifft.

Die empirischen Untersuchungen zeigten, dass unter den beiden Fachbereichen mit einem sehr hohen Männeranteil „Technik und IT“ zu den Ausbildungen gehören, welche die höchsten Einstiegsgehälter erzielen und AbsolventInnen der Fächer „Archi-

tektur“, „Bau“ und „Planungswesen“ hingegen zu den am schlechtesten verdienenden gehören. Bei den frauendominierten Berufen gibt es ebenfalls Ausbildungen mit vergleichsweise hohen und solche mit eher tiefen Einstiegsgehältern. Zu den gut entlohnten frauendominierten Berufen gehören „Angewandte Psychologie“ oder „Soziale Arbeit“. Bei den typisch weiblichen Abschlüssen mit tiefen Einstiegsgehältern sind die Berufe im Gesundheitswesen zu nennen, die nebst den gemischtgeschlechtlichen künstlerischen Ausbildungen, zu den am schlechtesten bezahlten gehören.

In multivariaten Modellen wurden diese ersten deskriptiven Befunde präzisiert. Anhand von OLS-Regressionen habe ich geprüft, ob das Geschlechterverhältnis in einem Beruf einerseits und der gewählte Fachbereich andererseits das Einkommen immer noch beeinflussen, wenn eine Reihe von Kontrollvariablen mit ins Modell aufgenommen wird.

Die wichtigsten Ergebnisse der multivariaten Analysen lassen sich wie folgt zusammenfassen: Das Einkommen wird von unterschiedlichen Faktoren bestimmt, wovon das Alter den am deutlichsten positiven Einfluss hat. Dazu wurde bestätigt, dass die Humankapitalausstattung einen Zusammenhang mit dem Einkommen aufweist. Diese Erkenntnisse stimmten mit der Theorie und früheren empirischen Befunden überein. Gleichzeitig schwächte sich der Einfluss des Humankapitals deutlich ab, je mehr zusätzliche Faktoren ins Modell aufgenommen wurden. Der Grund dafür ist möglicherweise darin zu suchen, dass sich die Humankapitalausstattung von BerufseinsteigerInnen mit gleichem Bildungsniveau nur leicht unterscheidet und somit arbeitsplatz- und unternehmensspezifische Faktoren wichtiger sind. Das Geschlecht ist ebenfalls in allen Modellen signifikant, was bedeutet, dass Fachhochschulabsolventinnen auch unter Einbezug aller weiteren Erklärungsfaktoren tiefere Einstiegsgehälter erzielen als Fachhochschulabsolventen. Diese Erkenntnis bestätigt, dass geschlechtsspezifische Lohndiskriminierung bereits am Anfang einer Berufskarriere stattfindet.

Das Geschlechterverhältnis in einem Beruf beeinflusst das Einkommen hingegen nicht signifikant. Das heisst, wenn alle möglichen Einflussfaktoren ins Modell aufgenommen werden, hat der gewählte Fachbereich nur noch eine beschränkte Aussagekraft in Bezug auf das Einkommen und das Geschlechterverhältnis gar keine. Somit ist das Geschlecht per se bei FachhochschulabsolventInnen die wichtigere Determinante als das Geschlechterverhältnis in einem Fachbereich oder Beruf um die Höhe des Einstiegslohns zu erklären.

Die Forschung zum Thema des Einflusses der beruflichen Segregation auf das Einkommen hat bisher keine eindeutigen Befunde geliefert. So teilen zwar die meisten AutorInnen die Meinung, dass die berufliche Segregation, bzw. ein hoher Frauenanteil in einem Beruf einen negativen Einfluss auf das Einkommen hat. Welche Bedeutung der Segregation bzw. dem hohen Frauenanteil nun beigemessen werden kann, wird jedoch kontrovers diskutiert. Meine eigenen Analysen konnten diese Kontrover-

se nicht auflösen, was auch nicht mein Ziel war. Ich konnte hingegen aufzeigen, dass bei FachhochschulabsolventInnen in der Schweiz der Frauenanteil in einem Fachbereich eine eher untergeordnete Rolle spielt in Bezug auf das Einkommen und dass Frauen, egal welches Fach sie studiert haben, schon beim Berufseinstieg mit Lohndiskriminierungen konfrontiert sind.

In Bezug auf die Berufe des nicht-ärztlichen Gesundheitswesens zeigte sich, dass diese, obwohl sie unter einem zunehmenden Fachkräftemangel leiden, vergleichsweise tiefe Löhne erzielen. Die von der ökonomischen Theorie dargestellten Mechanismen von Angebot und Nachfrage scheinen in diesem Fall nicht zu funktionieren. Dies mag daran liegen, dass viele der im Gesundheitswesen Beschäftigten im öffentlichen Dienst oder ähnlichen Institutionen tätig sind und diese sich den „Marktgesetzen“ eher entziehen können, da die politische Steuerung eine zentralere Rolle einnimmt. Dies lässt sich zumindest durch die Analyse der kantonalen Lohnvorgaben und die Befragung der Institutionen im Kanton Bern vermuten. Einerseits zeigte sich, dass die Pflege- und MTT-Berufe im Kanton Bern in deutlich tieferen Gehaltsklassen eingeteilt sind als vergleichbare Berufe mit gleichem Bildungsniveau. Andererseits gaben die meisten der befragten Gesundheitsinstitutionen an, dass sie ihre Gehälter an eben diesem kantonalen Lohnsystem orientieren.

Mehrere Studien, welche sich mit der Entlohnung der Pflegeberufe beschäftigen, legen den Schluss nahe, dass diese aufgrund ihrer inhaltlichen Nähe zu Tätigkeitsbereichen des Haushalts schlecht entlohnt werden. Dabei spielen kulturelle Zuschreibungen und geschlechtsspezifische Essentialismen eine wichtige Rolle. „Personenbezogene Dienstleistungen wie Pflege und Fürsorge werden wegen ihrer Nähe zur mütterlichen Familienarbeit oft als typische Frauentätigkeiten aufgefasst“ (Liebeskind 2006:2581). Traditionelle Rollenbilder sind somit eng mit diesen geschlechtsspezifischen Berufszuschreibungen verbunden. Damit gehen zusätzlich auch Wertzuschreibungen der einzelnen Tätigkeiten einher. Die Devaluations-Hypothese postuliert diesbezüglich, dass Qualifikationen, welche für solche Tätigkeiten wichtig sind, wie beispielsweise Empathie, als inhärent weiblich angesehen werden und deswegen nicht als solche wahrgenommen und wertgeschätzt werden. In der Folge werden solche weiblich konnotierte Tätigkeiten nicht nur gesellschaftlich, sondern auch monetär entwertet, was zu tieferen Einkommen führt. Beispielsweise konnte Liebeskind (2004, 2006) in ihren Studien aufzeigen, dass es nicht der Frauenanteil in einem Beruf ist, welcher für ein tieferes Einkommen verantwortlich ist, sondern der Tätigkeitsinhalt.

In Bezug auf meine eigenen Ergebnisse stellt sich dementsprechend die Frage, inwiefern typisch weibliche Tätigkeitsinhalte bei FachhochschulabsolventInnen ebenfalls kulturell entwertet und schlecht entlohnt werden. Anhand der zur Verfügung stehenden Daten der AbsolventInnenbefragung lässt sich diese Frage nicht beantworten, denn die einzelnen Tätigkeitsbereiche lassen sich daraus kaum eruieren.

Anhand der Analyse der kantonalen Gehaltsordnung und einer Befragung mehrerer Gesundheitsinstitutionen ermittelte ich, ob die Tertiarisierung der Bildung zu höheren Einstiegsgehältern in den entsprechenden Berufen geführt hat.

Theoretische Ansätze aus der Ökonomie und der Soziologie sprechen dafür. Aus ökonomischer Sicht müssen sich Bildungsinvestitionen aufgrund einer rationalen Kosten-Nutzen-Abwägung lohnen. Man investiert also nur in eine höhere Bildung und nimmt dementsprechend Opportunitätskosten wie das Entgehen eines regulären Einkommens während dem Studium in Kauf, wenn man dafür nachher eine höhere Rendite in Form einer Einkommenssteigerung erwarten darf (Wolter und Weber 2005). Für die Theorie der sozialen Schliessung hingegen ist das individuelle Kosten-Nutzen-Kalkül irrelevant. Sie analysiert die höhere Bildung aus einer machttheoretischen Perspektive, gemäss welcher Akteure versuchen, Ressourcen zu monopolisieren und sich damit Privilegien, beispielsweise in Form von höheren Einkommen, zu sichern (Parkin 2004).

Die Lohnanalysen ergaben, dass sich die Einstiegsgehälter zwischen den verschiedenen Berufsgruppen und den verschiedenen Institutionstypen nur leicht unterscheiden. Die Untersuchungen zeigten ebenfalls, dass Abschlüsse der neuen Bildungssystematik in der Praxis keine höheren Einstiegsgehälter ergeben als diejenigen der alten Bildungssystematik. Einige Institutionen bestätigten diesbezüglich explizit, dass sie die Tätigkeit und nicht die Ausbildung bewerten. In der Einstiegsstufenverordnung des Kantons Bern ist zwar geregelt, dass AbsolventInnen von Fachhochschulen beim Berufseinstieg geringere Lohnverluste aufgrund mangelnder Berufserfahrung in Kauf nehmen müssen als AbsolventInnen von höheren Fachschulen. Würde diese Verordnung konsequent angewendet, würde sich die höhere Ausbildung bereits beim Berufseinstieg in einem höheren Einkommen niederschlagen, auch wenn der Kanton seine Gehaltsordnung bisher nicht revidiert und der neuen Bildungssystematik angepasst hat. In der Praxis folgt daraus, dass AbsolventInnen, die gemäss der alten Bildungssystematik ausgebildet wurden, eher mehr verdienen als der Kanton vorsieht, diejenigen, die hingegen ihre Ausbildung gemäss der neuen Bildungssystematik auf Fachhochschulstufe absolviert haben, eher weniger verdienen als vom Kanton vorgesehen. Die Umstellung auf die neue Bildungssystematik manifestiert sich also, entgegen den theoretischen Überlegungen, noch nicht in Form von höheren Einkommen.

Zusammenfassend hat die vorliegende Arbeit gezeigt, dass die geschlechtsspezifische berufliche Segregation bei FachhochschulabsolventInnen in der Schweiz sehr hoch ist. Inwiefern diese Segregation den Einstiegslohn der AbsolventInnen beeinflusst, konnte aber nicht abschliessend geklärt werden.

Dazu hat sich gezeigt, dass das Geschlecht eine deutlich wichtigere Rolle spielt als die berufliche Segregation und auch unter Kontrolle aller weiteren Faktoren einkommensrelevant ist. Dieser Umstand ist bedeutend, da er darauf hinweist, dass geschlechtsspezifische Lohndiskriminierung schon zu Karrierebeginn, also bei BerufseinsteigerInnen, vorhanden ist.

In Bezug auf die Segregation sind deren Ursachen nur schwer festzustellen und werden dementsprechend kontrovers diskutiert. Weitere Forschung in dem Bereich ist also nötig. Ebenso sollte der Ansatz von Liebeskind, welcher anstatt des Einflusses der beruflichen Segregation den Einfluss des Tätigkeitsinhalts auf das Einkommen untersucht, weiter verfolgt werden. Insbesondere kultursoziologische Ansätze sprechen dafür, dass typisch weibliche Tätigkeitsbereiche gesellschaftlich systematisch abgewertet und folglich schlecht entlohnt werden. Dies ist nicht nur aus einer Perspektive der sozialen Gerechtigkeit wichtig, sondern auch aus einer sozialpolitischen Sichtweise. Einerseits gehört die Verringerung von sozialen Ungleichheiten im Bereich der Gesundheitsversorgung zu den Kernaufgaben der Sozialpolitik. Dazu ist es wichtig, dass genügend gut ausgebildetes Personal diese Aufgaben übernehmen kann und der zunehmende Fachkräftemangel in diesem Bereich bekämpft wird. Andererseits werden aber auch gleichstellungspolitische Themen angesprochen, denn auch die Benachteiligungen von Frauen im Arbeitsmarkt sind von zentraler sozialpolitischer Bedeutung.

Literatur

- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1980). *Das halbierte Leben: Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Deutsch, Joseph, Yves Flückiger und Jacques Silber (2005). *Les ségrégations sur le marché Suisse du travail. Analyse des inégalités selon le sexe, la nationalité et l'âge, de 1970 à 2000*. Office fédéral de la statistique (OFS), Neuchâtel.
- Duncan, Otis Dudley und Beverly Duncan (1955). A Methodological Analysis of Segregation Indexes. *American Sociological Review*, 20(2), 210-217.
- England, Paula, Michelle Budig und Nancy Folbre (2002). Wages of Virtue: The Relative Pay of Care Work. *Social Problems*, 49(4), 455-473.
- Liebeskind, Uta (2004). Arbeitsmarktsegregation und Einkommen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS)*, 56(4), 630-652.
- Liebeskind, Uta (2006). Geschlechtsspezifische Einkommensdiskriminierung in Deutschland: Entwertung 'weiblicher' Arbeit? In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.). *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München (2580-2590)*, (CD-Rom Ausgabe) Frankfurt a.M.: Campus.

- Oertle Bürki, C. (2000). *Zuordnung der Diplomausbildungen im Gesundheitswesen zur Tertiärstufe: Einheitsdiplom Pflege, Hebamme*. GDK Schweizerische Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren.
- Parkin, Frank (2004). Strategien sozialer Schliessung und Klassenbildung. In: Mackert, Jürgen (Hg.). *Die Theorie sozialer Schliessung: Tradition, Analysen, Perspektiven* (27-43). Wiesbaden: VS Verlag.
- Polachek, Solomon (1981). Occupational Self-Selection: A Human Capital Approach to Sex Differences in Occupational Structure. *The Review of Economics and Statistics*, 63(1), 60-69.
- West, Candace und Don H. Zimmerman (1987). Doing Gender. *Gender and Society*, 1(2), 125-151.
- Wolter, Stefan C. und Bernhard Weber (2005). Bildungsrendite – ein zentraler ökonomischer Indikator des Bildungswesens. *Die Volkswirtschaft. Das Magazin für Wirtschaftspolitik*, 10, 38-42.

Wahrnehmung und Förderung von benachteiligten Kindern durch die Arbeitenden im Frühkindlichen Bereich

Eine quantitative Analyse

Eliane ZELLER*

Benachteiligung, und zwar nicht nur materieller, sondern auch sozialer, kultureller und gesundheitlicher Art, beeinflusst die psychische und physische Entwicklung von Kindern. Untersuchungen zeigen, dass die Lebenslage von benachteiligten Kindern ungünstige Auswirkungen auf deren intellektuelle und soziale Entwicklung hat (vgl. Chassé, Zander und Rasch 2007, Hock, Holz und Wüstendörfer 2000). So stellt Grundmann (1998) fest, dass sich die schulischen Leistungen von benachteiligten Kindern bei Schuleintritt deutlich von den Leistungen nicht betroffener Kinder unterscheiden.

Diese Beeinträchtigungen bereits vor Schuleintritt sollen durch frühkindliche Bildung verhindert werden (Stamm, Burger und Reinwand 2009:1). Durch die bewusste Anregung der kindlichen Neugier und der fachgerechten Betreuung sollen Übergänge zwischen Spielen und Lernen geschaffen und grundlegende Kompetenzen vermittelt werden. Benachteiligungen durch den familialen und sozialen Kontext sollen vermieden werden, damit individuelle Fähigkeiten als die einzigen Prädiktoren der Unterschiede in Bildungs- und Berufserfolg übrig bleiben (Schweizerische UNESCO-Kommission o. J.).

Nach der Ansicht von Brandes, Friedel und Röseler (2011) können frühkindliche Betreuungsangebote somit zur Kompensation der negativen Folgen von Benachteiligung beitragen. Dazu sollten die Arbeitenden im frühkindlichen Bereich gemäss Brandes et al. die Fähigkeiten aufweisen, die individuell unterschiedlichen Lernvoraussetzungen und Bedürfnisse der Kinder wahrzunehmen, anzusprechen und zu fördern (Brandes, Friedel und Röseler 2011:9). In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, inwieweit die Arbeitenden in frühkindlichen Betreuungseinrichtungen in der Schweiz Benachteiligung wahrnehmen und inwieweit benachteiligte Kinder in den Betreuungseinrichtungen gefördert werden. Die Hauptfragestellung meiner Masterarbeit lautete deshalb wie folgt:

Inwieweit werden benachteiligte Kinder durch die Arbeitenden in frühkindlichen Betreuungseinrichtungen in der Schweiz wahrgenommen und gefördert?

* Eliane Zeller, MA, studierte „Soziale Probleme und Sozialpolitik“ am Studienbereich Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Freiburg (CH). Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Masterarbeit.

Ziel war es, Erkenntnisse zur Wahrnehmung und Förderung von benachteiligten Kindern durch die Arbeitenden im frühkindlichen Bereich zu gewinnen, um Verbesserungsvorschläge für den Umgang mit Benachteiligung in den frühkindlichen Betreuungseinrichtungen herauszuarbeiten.

Methodisches Vorgehen

Für die Untersuchung der Wahrnehmung und Förderung von benachteiligten Kindern durch die Arbeitenden im frühkindlichen Bereich diente eine standardisierte schriftliche Befragung als Datenerhebungsmethode. Als Zielpopulation der Erhebung wurden die Arbeitenden in der allgemeinen familienergänzenden frühkindlichen Bildung, welche in Kindertagesstätten der deutschsprachigen Schweiz tätig sind, definiert. Durch ein mehrstufiges Verfahren mit festgelegten Auswahlregeln wurden 128 Kindertagesstätten als Teil der Stichprobe bestimmt.

Jeder dieser 128 Tagesstätten wurden vier Fragebögen mit der Bitte, diese an vier Arbeitende mit verschiedenen Funktionen zu verteilen, verschickt. Von den 128 Kindertagesstätten nahmen 61 an der Befragung teil, wobei 178 Arbeitende den Fragebogen ausfüllten.

Diskussion der Ergebnisse

Die deskriptiven Ergebnisse der Untersuchung zeigen auf, dass die Arbeitenden zu einem Anteil von 42.7% eine Benachteiligung bei Kindern nicht wahrnehmen. Dieser Anteil ist für das angestrebte Ziel der frühkindlichen Bildung, die Verhinderung von ungleichen Startchancen aufgrund unterschiedlicher sozialer Herkunft, als zu hoch einzuschätzen. Ebenfalls zeigen die deskriptiven Ergebnisse auf, dass sich ein Anteil von 68.7% der Arbeitenden „mittelmässig bis gar nicht gut“ auf die Thematik der Benachteiligung vorbereitet fühlt. Diese Erkenntnis weist auf eine grosse Unsicherheit der Arbeitenden gegenüber dem Thema hin. Ein möglicher Grund dafür kann das eingeschränkte Wissen über die gesamte Lebenslage der Kinder sein. So zeigen die deskriptiven Ergebnisse, dass die Arbeitenden mehr über einzelne Bereiche und weniger über die gesamte Lebenslage der Kinder informiert sind. Diese Erkenntnis ist insoweit von Bedeutung, da das Wissen über die gesamte Lebenslage sowohl für die Einschätzung der Lebenssituation der Kinder als auch für die Vorbereitung auf die Thematik der Arbeitenden entscheidend sein kann.

Die Überprüfung der Hypothesen zur Wahrnehmung mittels einer binär logistischen Regression zeigt in diesem Zusammenhang weiter auf, dass die Beschäftigungszeit mit dem Thema der Benachteiligung von Kindern die Wahrscheinlichkeit der Wahrnehmung signifikant positiv beeinflusst. Je länger die Arbeitenden sich somit mit der Thematik der Benachteiligung befassen, desto höher ist die Wahrscheinlich-

keit, dass eine Benachteiligung durch die Arbeitenden im frühkindlichen Bereich wahrgenommen wird.

Für eine Verbesserung der Wahrnehmung ist es deshalb zentral, dass sich die Arbeitenden verstärkt mit der Thematik beschäftigen. Eine Intensivierung der Auseinandersetzung würde sich folglich positiv auf die Wahrnehmung auswirken und die Sensibilität der Arbeitenden auf die Thematik verstärken sowie die Unsicherheit gegenüber der Problematik reduzieren.

Entgegen der theoretischen Annahme wirkt sich ein vier- oder mehrdimensionales Verständnis von Benachteiligung gegenüber einem eindimensionalen Verständnis nicht signifikant positiv auf die Wahrscheinlichkeit der Wahrnehmung von Benachteiligung aus. Ein möglicher Erklärungsgrund für diese Erkenntnis ist, dass die Arbeitenden oft nicht, wie oben deskriptiv beschrieben, über alle Bereiche der Lebenslage der Kinder Bescheid wissen. Diese Erkenntnis hat mehrere Implikationen. Erstens wird aufgezeigt, dass bei einem differenzierten Verständnis die Klassifizierung von betroffenen Kindern mit besonderer Vorsicht zu erfolgen hat. Es besteht die Gefahr, dass benachteiligte Kinder als nicht betroffene Kinder eingestuft werden, weil die Arbeitenden nicht über alle Lebensbereiche der Kinder Informationen besitzen. Folglich ist zweitens für die Verbesserung der Wahrnehmung erforderlich, dass im Team ein Austausch über die finanzielle Situation der Familie sowie über die materielle, kulturelle, soziale und gesundheitliche Lebenslage des Kindes stattfindet.

Andererseits kann mit Hilfe der Untersuchung auch die Fragestellung betreffend der Förderung beantwortet werden. Die deskriptiven Ergebnisse zeigen in diesem Zusammenhang auf, dass die Umsetzung von verschiedenen Förderangeboten gemäss 88.7% der Arbeitenden „oft bis immer“ erfolgt. Entsprechend dieser regelmässigen Umsetzung der Förderangebote schätzen 94.4% der Arbeitenden die Kompensationsmöglichkeiten durch den Besuch ihrer Einrichtung als „gut bis sehr gut“ ein. Trotz dieser Einschätzungen halten die Arbeitenden die Handlungsmöglichkeiten für die Förderung aber nicht als ausgeschöpft. Die Arbeitenden wünschen sich vor allem mehr Zeit für die Vor- und Nachbereitung und für die Einzelbetreuung sowie kleinere Gruppengrössen.

Diese Wünsche der Arbeitenden können mit Hilfe der Überprüfung der Hypothesen mittels einer multiplen linearen Regression zur Förderung von benachteiligten Kindern als berechtigt eingeschätzt werden. Die Ergebnisse der Überprüfung zeigen auf, dass sich die Erfüllung von bestimmten Bedingungen, die den Aufbau einer sicheren Bindung zwischen dem Kind und der Betreuungsperson erleichtern, signifikant positiv auf die Förderung auswirkt. Durch die Betrachtung der deskriptiven Ergebnisse zeigt sich allerdings, dass betreffend dieser positiven Einflüsse Handlungsbedarf besteht bzw. die Arbeitenden die Handlungsmöglichkeiten als noch nicht vollständig ausgeschöpft einschätzen.

Zusätzlich zeigen die multivariaten Ergebnisse auf, dass sich die Zusammenarbeit mit anderen Institutionen signifikant positiv auf die Förderung von benachteiligten Kindern auswirkt. Durch die soziale Vernetzung mit anderen Institutionen können die Arbeitenden auf deren Wissen und Angebote zurückgreifen. Allerdings erfolgt diese Zusammenarbeit mit anderen Institutionen gemäss den deskriptiven Ergebnissen nur in wenigen Einrichtungen regelmässig. Deshalb sind ein Ausbau und eine Intensivierung der Zusammenarbeit mit anderen Institutionen empfehlenswert und stellen eine weitere Möglichkeit für die Optimierung der Förderung dar.

Schlussbesprechung

Mit Hilfe der Erkenntnisse dieser Masterarbeit können die Einschätzungen der Arbeitenden im frühkindlichen Bereich zum Umgang mit benachteiligten Kindern beschrieben werden. Zusätzlich ermöglichen es die multivariaten Auswertungen Aussagen darüber zu formulieren, welche Faktoren die Wahrnehmung und Förderung positiv beeinflussen. Daraus können wiederum Handlungsmöglichkeiten und Verbesserungsvorschläge für den Umgang mit benachteiligten Kindern in den frühkindlichen Betreuungseinrichtungen herausgearbeitet werden, um damit die Absicht der frühkindlichen Bildung, Beeinträchtigungen bereits vor Schuleintritt zu verhindern, zu unterstützen.

Literatur

- Brandes, Holger, Sandra Friedel und Wenke Röseler (2011). *Gleiche Startchancen schaffen! Bildungsbenachteiligung und Kompensationsmöglichkeiten in Kindergärten. Eine repräsentative Erhebung in Sachsen*. Dresdner Beiträge zu Bildung und Erziehung. Opladen: Budrich UniPress.
- Chassé, Karl, Margherita Zander und Konstanze Rasch (2007). *Meine Familie ist arm: Wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen*. Wiesbaden: VS.
- Grundmann, Matthias (1998). Milieuspezifische Einflüsse familialer Sozialisation auf die kognitive Entwicklung und den Bildungserfolg. In: Klocke, Andreas und Klaus Hurrelmann (Hg.). *Kinder und Jugendliche in Armut: Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hock, Beate, Gerda Holz und Werner Wüstendörfer (2000). *Frühe Folgen - langfristige Konsequenzen? Armut und Benachteiligung im Vorschulalter: Vierter Zwischenbericht zu einer Studie im Auftrag des Bundesverbandes der Arbeiterwohlfahrt*. Frankfurt a. M.: ISS-Eigenverlag.

Schweizerische UNESCO-Kommission (o. J.). *Frühkindliche Bildung in der Schweiz*. Internet-Seite. Zugriff am 05.11.2010 auf <http://www.fruehkindlichebildung.ch/forschung/glossar.html>.

Stamm, Margrit, Kaspar Burger und Vanessa Reinwand (2009). Frühkindliche Bildung als Prävention gegen Schulversagen? Empirische Befunde und kritische Anmerkungen zur frühpädagogischen Forschung. *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, 7 (3), 226-243.

Wir gratulieren!

Zur Habilitation

Marina Richter

Zur Dissertation

Maurizia Masia

Anne Kersten

Zum Master-Abschluss

Paola Diana Henriquez: Pro Pomasqui und Sembrar Esperanza. Eine qualitative Studie zum Verhältnis zwischen dem schweizerischen Verein Pro Pomasqui und seiner Lokalorganisation in Ecuador Sembrar Esperanza

Nadine Hofmann: Umsetzung, Handlungsbedarf und Perspektiven der Gesundheitsförderung sowie Früherkennung und Frühintervention in Kindertagesstätten. Eine qualitative Untersuchung mittels Befragung von Fachpersonen in Kindertagesstätten der Deutschschweiz

Erika Jost: Wertorientierungen von Jugendlichen in Freikirchen. Eine quantitative Studie über den Einfluss der Mitgliederschaft in einer Freikirche auf die jugendliche Werthaltung

Christoph Landtwing: Distanz spielt (k)eine Rolle. Eine qualitative Untersuchung der transnationalen sozialen Unterstützungsnetzwerke älterer italienischer Migrantinnen und Migranten in der Region Bern

Olivia Payo Moreno: Zugehörigkeitsarbeit von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Eine qualitative Untersuchung über Zugehörigkeitserfahrungen und Zugehörigkeitsverständnisse von jugendlichen mit Migrationshintergrund in den Berner Quartieren Bethlehem und Murifeld

Daniela Schempp: Bestimmungsfaktoren der Enttraditionalisierung innerhäuslicher Arbeitsteilung. Eine Analyse zur geschlechtsspezifischen Aufteilung der Hausarbeit und Kinderbetreuung in Schweizer Paarhaushalten

Fabienne Debora Studer: Resozialisierung von ausländischen Strafgefangenen. Eine qualitative Studie über die Herausforderung für Sozialarbeitende im Tätigkeitsbereich des Strafvollzugs in der Schweiz

Florence Tinguely: Was nützt viel Infrastruktur, wenn wir vor Hunger sterben. Sichtweisen der lokalen Bevölkerung von San Miguel Ixtahuacán, Guatemala, auf die Entwicklungsprojekte eines Bergbauunternehmens

Aylin Wagner: Bestimmungsfaktoren der Enttraditionalisierung innerhäuslicher Arbeitsteilung. Eine Analyse zur geschlechtsspezifischen Aufteilung der Hausarbeit und Kinderbetreuung in Schweizer Paarhaushalten

Maria Weber: „Wann arbeitet Mama wie?“ Eine qualitative Studie zur Vereinbarkeit von Schichtdienst und Kinderbetreuung

Eliane Zeller: Wahrnehmung und Förderung von benachteiligten Kindern durch die Arbeitenden in frühkindlichen Betreuungseinrichtungen. Eine quantitative Analyse

Barbara Zimmermann: Lohnungleichheit und berufliche Segregation bei FachhochschulabsolventInnen. Eine quantitative Analyse mit Fokus auf das Gesundheitswesen

Rachel Zürcher: Entwicklung eines Risikodiskurses über Sexualstraftäter und -täterinnen. Diskursanalytische Untersuchung anhand der Neuen Zürcher Zeitung von 1993 bis 2004

Zum Bachelor-Abschluss

Salome Goepfert

Manuel Hadron

Loretta Homberger

Lena Kobel

Marie-Noëlle Mc Garrity

Maria Schneuwly

Isabelle Spahr

Jarah Specht

Vithyaah Subramaniam